

1,60 DM / Band 297
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Verräter

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Der Verräter

John Sinclair Nr. 297

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 13.03.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Verräter

Der lange Finger der kleinen Taschenlampe glitt in die Finsternis der Gruft, zerschnitt sie, wurde geschwenkt und beleuchtete das Gesicht einer Frau.

Ich starrte sie an.

Meine Hand hielt die kleine Lampe, mit der ich in die Gruft hineinleuchtete. Der weiße Strahl hatte das Gesicht der Frau getroffen. Sie wußte, daß jemand am Rand der Gruft wartete, und so hatte sie mich angesprochen.

Ich verstand die Sprache nicht. Ein dämonischer Dialekt schien es mir nicht zu sein, ich tippte eher auf den Ostblock, vielleicht Ungarn, denn in dieses Land deuteten einige Spuren des Falles.

Ich mußte der Frau helfen, aus diesem verdammten Kerkerloch herauszukommen.

Ich legte mich zunächst flach auf den Boden, wobei ich die Lampe zwischen die Zähne steckte und der Strahl bei meinen Bewegungen auf- und niedertanzte.

»Wer sind Sie?« fragte ich, nachdem ich die Lampe wieder aus dem Mund genommen hatte.

Sie verstand mich nicht.

Auch egal. Jedenfalls konnte ich sie nicht dort unten lassen, denn wer wußte schon, welche Gefahren diese Gruft noch in sich barg.

Meinen rechten Arm hatte ich in die Tiefe gestreckt und auch die Hand ausgestreckt. Mittlerweile hatte ich die Entfernung zwischen uns gut abschätzen können und war zu der Überzeugung gekommen, daß es reichen mußte, wenn ich meinen Arm ausstreckte.

Unsere Hände berührten sich.

Nur die Fingerspitzen fanden Kontakt. Wenn ich die gesamte Hand umfassen wollte, mußte ich nachrücken.

Das tat ich auch.

Dabei redete ich auf die Frau ein. Obwohl sie meine Worte nicht verstand, hoffte ich, daß eine beruhigende Wirkung von ihnen ausgehen würde und die Eingeschlossene mich nicht als Feind sah.

»Bleiben Sie ganz ruhig. Wir schaffen das schon. Wir beide müssen uns nur Mühe geben…«

Manchmal berührte der hüpfende Lichtstrahl direkt das bleiche Gesicht. Dann erkannte ich die Angst in den Zügen, die auch in den weit geöffneten Augen nistete.

»Fassen Sie ruhig fester zu!« Ich sagte es ihr und drückte gleichzeitig meinen Arm noch weiter vor.

Wieder fanden sich nur unsere Fingerspitzen.

Das konnte ich nicht begreifen. Da stimmte doch etwas nicht. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als wäre die Frau weiter von mir weggerückt. Aber wie konnte sie das innerhalb dieser Gruft?

Es war dennoch möglich.

Der Boden trug daran die Schuld. Als ich ihn direkt anleuchtete, wobei ich die Lampe in der linken Hand hielt, erkannte ich, daß er nicht fest war. Er bildete zwar eine dunkle Masse, doch eine Masse, die sich bewegte.

Ich hielt den Atem an.

Lange brauchte ich nicht zu überlegen. Die Bewegung des Bodens ließ nur einen Schluß zu.

Er bestand aus Sumpf oder Morast.

Zäh und wie aus zahlreichen Armen bestehend.

Und dieser Boden trug daran die Schuld, daß die Frau vor mir von dem Boden in die Tiefe gezerrt wurde. Wenn ich sie noch retten wollte, mußte ich mich beeilen.

Das tat ich.

Es kam auf Sekunden an. Ich rückte noch weiter vor und hatte fast den Kipppunkt erreicht, als ich erst anhielt. Jetzt ragte meine Hand senkrecht und vom Körper im rechten Winkel abstehend in die Tiefe.

In der Linken hielt ich die eingeschaltete Lampe. Das Gesicht der Frau hatte sich noch mehr verzerrt. Sie wußte genau, daß ihr nur noch wenig Zeit blieb, ebenso wie mir.

»Halten Sie durch!« flüsterte ich, »Sie schaffen es bestimmt. Gemeinsam packen wir es.« Ich hoffte stark, daß sie den Optimismus begriff, der in diesen Sätzen lag.

Sie hatte beide Arme gehoben und ihren Körper gestreckt.

Aber der Boden zog!

Aus 1000 gierigen Armen und Händen schien er zu bestehen, die allesamt Füße und Beine der Frau umklammerten und sie in einen Abgrund zerren wollten, aus dem es keine Wiederkehr gab.

Ich strengte mich an. Noch ein kleiner Ruck, dann schlossen sich plötzlich meine Finger um die Hand der Frau.

Ich hatte sie!

Leider war mir erst ein Teilerfolg vergönnt, denn nun mußte es mir gelingen, sie aus dem verdammten Morast zu ziehen, und das war gar nicht einfach.

Ich begann zu kämpfen.

Meine Kraft gegen die des Morasts.

Es war ein verzweifeltes Ringen um den Erfolg. Ich strengte mich ungeheuer an. Mein Atem ging keuchend und pumpend, er dampfte vor meinem Mund, und ich betete innerlich, daß ich es schaffte.

Der Boden war zäh.

Verschlammt, verkrustet, er wollte sich sein Opfer nicht entreißen lassen, das ich ebenso eisern festhielt.

Es kam darauf an, wer die meisten Kräfte von uns beiden besaß.

Ich kämpfte verzweifelt. Meine Finger umspannten das Gelenk des Mädchens wie Stahlklammern. Wenn ich jetzt losließ, würde ich es nie mehr schaffen, die Frau zu befreien.

So machte ich weiter.

Und ich erzielte einen Erfolg. Es gab einen Ruck, der mich zunächst ein wenig nach oben, dann wieder vor warf, so daß ich für einen Moment das Gefühl hatte, in die Tiefe zu fallen, doch es gelang mir, mich mit dem linken Handballen am Rand der Gruft abzustützen.

In diesem Moment hatte ich den sehr schwierigen Punkt überwunden. Ich schaffte es tatsächlich, die Frau aus dem gierigen, schwarzen Morast zu ziehen.

Sie kam mir entgegen.

Stück für Stück wurde sie in die Höhe gezogen, wobei ihre Beine noch im zähen Schlamm festhingen.

Auch ich konnte jetzt meine Stellung wechseln und drückte meinen

Körper nach hinten.
Das klappte gut, denn ich ließ die Frau nicht los, und ich spürte den Ruck, der durch ihre Gestalt ging, als die Beine aus dem Morast gezogen wurden.
Die Lampe schleuderte ich zur Seite, da ich mit beiden Händen Zugriff, denn allmählich bekam ich im rechten Arm ein sehr lahmes Gefühl. Nun hielt ich sie doppelt so stark fest, und auch die Frau klammerte sich beidhändig an mich.
Ich konnte sie hochziehen.
Dabei hing sie schwer in meinem Griff, bewegte noch ihre Beine und konnte plötzlich eine Hand lösen und die Finger um den Rand der Gruft legen, damit ihr Gewicht nicht nur allein an meinen Armen hing. So klappte es besser.
»Gleich haben wir es!« flüsterte ich ächzend, denn ich stellte fest, daß sich auch meine Kräfte allmählich dem Ende zuneigten.
Noch einmal setzte ich alles ein. Verzweifelt führte ich den Kampf gegen die Mattheit.
Und gewann.
Als die Frau ihr Bein angezogen hatte und sich mit dem Knie auf die Kante der Gruftöffnung stemmte, sah ich mich als Sieger. Ich hatte es tatsächlich geschafft, die Frau vor einem grauenhaften Schicksal zu bewahren.
Sie fiel nach vorn, blieb bäuchlings liegen, während ich auf den Rücken krachte, für einen Moment meine Arme ausbreitete, den Mund öffnete und stark durchatmete.
Niemand von uns sprach. Wir waren einfach zu erschöpft, und ich hörte das dumpfe Schlagen meines eigenen Herzens. Die Echos hallten im Kopf nach. So blieb ich liegen. Manchmal tanzten rote Flecken vor meinen Augen, bis ich erkannte, daß es keine Zeichen der Erschöpfung waren, sondern der rote Vollmond am Himmel sich dafür verantwortlich zeigte.
Die Nacht des roten Mondes!
Trug er für alles die Verantwortung? Ich konnte es nicht sagen, nur Vermutungen anstellen und ich dachte daran, wie der Fall begonnen hatte, der mich schließlich in so eine prekäre Lage brachte.
Mit einem Anruf hatte es angefangen. Ein Unbekannter lockte mich in eine alte Hausruine, die auf einem Abrißgelände stand. Der Unbekannte hatte sich nicht zu erkennen gegeben, mich aber mit der ehemaligen Vampirin Lady X geködert. Ich fuhr hin, nahm aber Suko entgegen aller Warnungen als Rückendeckung mit.
Was mit Suko geschehen war, wußte ich nicht. Ich wurde überwältigt. Plötzlich stand ein Wesen vor mir, wie es nur die Hölle ausspeien konnte, und es war auch praktisch von der Hölle geschickt worden. Vom Teufel persönlich.

Ich geriet in seine Gefangenschaft, wurde angekettet, und der Satan konnte triumphieren.

Natürlich glaubte ich an mein letztes Stündlein. Der Irrtum stellte sich sehr rasch heraus. So gern der Satan mich vernichtet hätte, er tat es nicht, und das hatte seinen Grund.

Der Teufel steckte in Schwierigkeiten. Es gab mehrere starke Gruppen, die sich innerhalb des Dämonenreiches bekämpften. Der Teufel und seine höllischen Kräfte standen auf der einen Seite, während die anderen Seiten, mußte man schon sagen, von dämonischen Wesen aus uralter Zeit besetzt waren. Ich brauchte da nur an die Großen Alten zu denken oder ähnliche Wesen.

Asmodis hatte dabei ein ganz bestimmtes Wesen oder eine ganz bestimmte Gruppe im Auge.

Und zwar die Schwarzblut-Vampire.

Schreckliche Geschöpfe, die sich zwar vom Blut anderer ernährten, Menschen jedoch verschonten und sich auf Dämonen und deren Helfershelfer stürzten. Ihr Anführer hieß Mandraka. Bisher hatte ich ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, doch der Teufel schien einen gewissen Respekt vor ihm zu haben, denn er hatte mich nicht nur vor Mandraka gewarnt, sondern mich auch auf ihn angesetzt.

Ich sollte mich um ihn kümmern.

Nun, ich hatte keine andere Wahl. So arbeiteten der Satan und ich gewissermaßen zusammen, obwohl wir Todfeinde waren. Eigentlich hätten mich die Schwarzblut-Vampire überhaupt nicht zu kümmern brauchen, doch der Satan hatte mir da etwas gesagt, das mich mißtrauisch werden ließ. Diese Blutsauger wollten zwar den Lebenssaft der Dämonen, aber sie würden ihre Macht auch ausdehnen und dies auf der Erde, so daß es zwangsläufig zwischen uns zu einer Eskalation gekommen wäre. Je früher ich dieser entgegentrat, um so besser.

Ich hatte die Schwarzblut-Vampire erlebt. Sie kamen, als Asmodis gegangen war.

Und sie bissen mich.

Noch jetzt dachte ich schaudernd daran. Zu zweit hatten sie ihre spitzen Zähne rechts und links in meinen Hals gehackt, doch mein Blut schmeckte ihnen nicht. Sie saugten einen Moment und spien meinen kostbaren Lebenssaft wieder aus.

Ich war für sie nicht das richtige Opfer. Laufenlassen wollten sie mich auch nicht, befreiten mich dafür von den Ketten und schafften mich in einem offenen Sarg weg. Zuvor hatten sie mich entwaffnet und mir nur das Kreuz gelassen, das auf sie überhaupt keine Wirkung zeigte.

Sie schafften mich zu einem alten Friedhof, in dessen Nähe ich ein Haus gesehen hatte. Und ich sollte in die gleiche Gruft geworfen

werden wie die Frau.
Dagegen hatte ich etwas.
Ich begann zu kämpfen.
Es war ein verdammt harter Fight. Obwohl sie in der Überzahl waren, versuchte ich es. Es gelang mir tatsächlich, einem der Vampire meinen Silberdolch abzunehmen und ihn damit zu töten. Er verfaulte nicht, sondern lief aus. Sein Körper entließ eine dunkle, sirupartige Flüssigkeit, die zu Boden klatschte und sich in einer Mulde sammelte.
Das war alles.
Die anderen Vampire kümmerten sich nach dem Tod ihres Artgenossen nicht weiter um mich. Sie rannten fast schon fluchtartig auf das Haus zu. Ich hatte sie verfolgen wollen, wurde jedoch in meinen Bemühungen gestoppt, denn ich vernahm das Wimmern der Frau, die in der Gruft steckte. Jetzt konnte sie sich freuen, denn ich hatte sie wieder hervorgeholt.
Sie zeigte sich auch erholter und richtete sich auf. Die Bewegung bemerkte ich neben mir und kam ebenfalls in die Höhe. Beide drehten wir unsere Köpfe in verschiedene Richtungen, so daß wir uns anschauen konnten.
Sie hauchte ein Wort.
Vielleicht wollte sie sich bedanken, ich verstand sie nur nicht und hob die Schultern.
Meine Heimatsprache konnte sie nicht. Der Teufel hatte etwas von Ungarn erzählt, so daß ich damit rechnen konnte, mich in diesem Land zu befinden. Nun wußte ich, daß zahlreiche Ungarn auch Deutsch sprachen. Deshalb versuchte ich es.
»Wie heißen Sie?« Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht. Sie öffnete den Mund, und ich hörte die Antwort.
»Ich heiße Edda Kiss. Sie können Deutsch?«
»Ja.«
»Gütiger Himmel. Meine Mutter war eine Deutsche…«
»Und Ihr Vater?«
»Er ist Ungar. Oder er war es. Sie leben beide nicht mehr.«
»Dann befinde ich mich in Ungarn?«
»Ja.«
Endlich wußte ich Bescheid. Diese Antwort gab mir viel. Ich sah wieder einen Silberstreif am Horizont und atmete zunächst einmal tief durch.
Das war natürlich fantastisch. Nicht in einer anderen Dimension verschollen, sondern in einem Land, das gar nicht mal allzu weit von meiner Heimat entfernt lag.
Ungarn!
Ein Land mit Geschichte, ein Land mit Lebenslust und Lebensfreude gefüllt, aber auch melancholisch wie das Schluchzen der

Zigeunergeigen. Ein geheimnisvolles Land, in dem Menschen wohnten, die noch an Vampire glaubten, ähnlich wie in Rumänien, wo der Pfähler Marek lebte, dessen Frau ich hatte töten müssen, weil sie eine Vampirin gewesen war.

»Ich bin John Sinclair«, sagte ich nach einem erleichterten Atemzug und reichte der Frau die Hand.

»Danke!« hauchte sie, wobei sie die Augen niederschlug.

Sie schämte sich irgendwie für die Rettung. Ich bemerkte, daß sie weinte und strich über ihr braunes Haar. Im Moment hatte ich die Schwarzblut-Vampire und alles, was damit zusammenhing, vergessen, denn der Mensch vor mir war wichtiger.

Edda war hübsch, eine junge Frau von höchstens zwanzig Lenzen.

Leider hatte der Aufenthalt in der Gruft seine Spuren bei ihr hinterlassen. Das braune Haar war total verfilzt.

Edda hob den Kopf und lächelte. Zwei Grübchen entstanden in der Haut ihrer Wangen, als sie mich anschaute. »Die hätten mich getötet«, sagte sie leise.

Ich hob die Schultern. »Möglich. Aber aus welchem Grund?«

Sie deutete zum Himmel. »Sehen Sie den blutigen Mond?«

»Natürlich.«

»Das ist ihr Zeichen. In den alten Geschichten, die man sich hier an den langen Abenden erzählt, ist oft genug von ihnen die Rede. Von den gefährlichen Vampiren, die aus der Vergangenheit kommen, um in der Gegenwart zu bleiben.«

»Aus welcher Vergangenheit?« wollte ich wissen.

Sie spielte mit einem Grashalm, legte den Kopf zur Seite und hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Und weshalb sind Sie gerade hier?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Ich wußte nicht, ob sie log. Sie saß da und schaute schräg zu Boden, während sie mit der freien Hand ihre Jacke enger um die Schulter zog. Darunter trug sie ein einfaches Wollkleid, das hochgeschlossen war.

»Was spielt das Haus für eine Rolle?« erkundigte ich mich weiter. »Ich meine, speziell für Sie!«

»Ich wohnte dort.«

»Was?«

Sie schaute in mein erstauntes Gesicht und nickte bestätigend. »Ja, das ist das Haus meiner Eltern.«

»Die tot sind.«

»Richtig.«

Ich wollte es noch immer nicht wahrhaben. »Wie kann man als junges Mädchen in einem solchen Haus und einer so makabren Umgebung nur leben?«

»Es ist meine Heimat«, erwiderte sie schlicht.

Das verstand ich sogar. Dennoch, aus dieser Gegend wäre ich bestimmt ausgezogen.

»Wovon leben Sie?«

»Meine Eltern haben mir ein wenig Geld hinterlassen«, antwortete sie. »Wenn es aufgebraucht ist, gehe ich weg.«

»Und wie weit ist es bis zur nächsten Ortschaft?«

»Bestimmt zehn Kilometer. So genau habe ich nicht nachgeschaut, müssen Sie wissen.«

»Haben Sie ein Auto?«

»Nur ein Fahrrad.«

Ich stand auf. Es war nicht ergiebiger, weiterhin mit Edda Kiss zu reden, denn ich mußte mich um die Vampire kümmern. Einen hatte ich erledigt, sechs waren noch übrig. Der siebte lag nicht weit entfernt von uns auf dem Boden. Sein Körper zeichnete sich als Schatten vor dem Untergrund ab.

Mit der rechten Hand deutete ich auf das Haus. »Es ist also noch bewohnbar?« fragte ich.

»Ja, ich habe da…«

»Was können die Vampire dort gesucht haben?«

»Tut mir leid, John, ich weiß es nicht.«

So recht traute ich dem Braten nicht, wollte jedoch keine voreiligen Schlüsse ziehen und stand auf.

»Wo wollen Sie hin?«

»Ins Haus«, erklärte ich.

»Aber da sind die Vampire!«

Ich lächelte und schaute in ihr ängstliches Gesicht. »Natürlich sind da die Vampire. Nur bin ich gekommen, um sie zu bekämpfen, meine Liebe.«

»Einer allein?«

»Ich habe leider keine Helfer, Edda, und Sie möchte ich dort nicht sehen, weil es einfach zu gefährlich ist. Sie bleiben hier auf dem Friedhof und warten auf mich. Alles andere wird sich schon ergeben. Machen wir es so?«

»Ja natürlich.« Edda Kiss nickte. »Wenn Sie nicht zurückkommen, was mache ich dann?«

»Ich komme schon zurück«, erwiderte ich optimistisch, drehte mich um und ging.

Wohl war es mir nicht zumute, das Mädchen allein auf dem unheimlichen Friedhof zu lassen. Leider sah ich keine andere Möglichkeit. Und so ging ich auf das Haus zu.

Ich hatte Glück. Am Rande des alten Totenackers begann ein schmaler Weg, der Friedhof und Haus miteinander verband. Ich fand den Weg, ohne die Lampe eingeschaltet zu haben. Er schlug noch zwei große Bögen, bevor er das windschiefe Gebäude erreichte.

Es war still.
Ich allerdings traute dieser Ruhe nicht, da sie auf mich irgendwie unnatürlich wirkte.
Im Magen spürte ich den leichten Druck. Auf meinem Rücken ein Kribbeln, das auch über meine Kopfhaut glitt, so daß sich meine Haare aufstellen wollten.
All dies deutete darauf hin, daß es innerhalb des Gebäudes nicht geheuer war.
Ich sollte mich nicht getäuscht haben. Kaum hatte ich den ersten Rechtsbogen erreicht, als ich die Geräusche innerhalb des alten Hauses vernahm.
Es waren schrille, wütende Schreie.
Kampfschreie!

***

Asmodis sollte vernichtet werden!
Selten in seiner fast unbegrenzten Existenz hatte er so in der Klemme gesessen.
Eigentlich trug einer nur die Verantwortung.
Mandraka, der Schwarzblut-Vampir!
Er hatte den Satan tatsächlich überrascht, war wie ein Geist aus der Mauer des Hauses erschienen und hatte sich in den Rücken des Teufels geschlichen.
Normalerweise hätte der Satan ihn bemerkt, aber er mußte sich auf einen weiteren Gegner konzentrieren, der vor ihm stand und als Waffe ein Schwert mit goldener Klinge in der Hand hielt.
Dieser Gegner hieß Myxin!
Der kleine Magier hatte sich allein auf den Weg gemacht und sich von seiner Partnerin Kara getrennt. Er war zum Verräter an allen geworden. John Sinclair, Suko, die Conollys und auch letztendlich Kara interessierten ihn nicht mehr. Sein Weg lag vorgezeichnet. Er führte dorthin, wo er einmal hergekommen war. Mehr als 10.000 Jahre lag dies zurück, da hatte Myxin auf der anderen Seite gestanden, war aber durch die Erweckung und seiner Gegnerschaft mit dem Schwarzen Tod zum Sinclair-Team gestoßen, das er nun verlassen hatte, um abermals den alten Weg zu gehen, den er schon in der Vergangenheit hinter sich hatte.
Sein Haß gegen den Teufel war geblieben. Myxin hatte auch als echter Schwarzblütler stets auf der anderen Seite gestanden, und er sah nicht ein, dies zu ändern.
Myxin wollte Asmodis vernichten.
Es war ein Kampf vorausgegangen, den der Teufel fast gewonnen hätte, wenn nicht Mandraka aufgetaucht wäre. Und er hielt den Satan in einem Klammergriff, während er dessen Kopf zur Seite gedrückt

hatte, damit er in die straff gespannte Aalshaut beißen konnte, denn Mandraka wollte nichts anderes als das Blut des Satans.

Wenn er es schaffte, dem Höllenfürsten das Blut auszusaugen, erstarkte er und bekam Kräfte, die man als ungeheuerlich bezeichnen konnte. Dann war er nicht mehr aufzuhalten.

Myxin kannte Mandraka. In der Vergangenheit, im alten Atlantis, hatte dieser ebenfalls existiert. Da aber hatten Myxin und er auf verschiedenen Seiten gestanden. Der gemeinsame Feind allerdings trieb sie heute zusammen.

Myxin, der mit seiner Existenz quasi schon abgeschlossen hatte, mußte den Schwarzblut-Vampir als seinen Lebensretter bezeichnen.

Wäre er nicht gekommen, hätte ihn der Satan vernichtet. Zertreten wie einen Wurm, denn der Teufel hatte seinen Fuß bereits erhoben.

Innerhalb einer Sekunde jedoch hatte sich die Lage zu Myxins Gunsten gewandelt und seine Chancen, den Teufel zu vernichten, standen nie so günstig wie jetzt.

Er sah ihn im Griff des Vampirs. Über das Gesicht mit der grünlich schimmernden Haut zuckte ein schmales, hintergründiges und triumphierendes Lächeln.

»Aus«, sagte er und schaute in die verzerrte Fratze des Teufels. »Es ist aus, Asmodis. Die Klinge wird dich durchbohren, Mandraka saugt dein schwarzes Blut, und wir werden die Herrschaft über gewaltige Dämonenreiche bekommen, das schwöre ich dir!«

»Stoß zu!« schrie Mandraka.

Er hatte festgestellt, daß der Satan nicht mehr so wehrlos war, wie er ausschaute, denn auch der Teufel besaß Macht und eine fast unbeschreibliche Kraft, was besonders Myxin zu spüren bekommen hatte, als der Teufel vor Sekunden die kleinen Schlangen gegen ihn schickte.

Für einen Moment verzog sich das Gesicht des Magiers in einem wilden Triumph. Bisher hatte er noch gezögert. Jetzt sprang er vor, überbrückte die trennende Distanz und stieß zu.

Er zielte genau auf die Brust. Nichts mehr hätte Asmodis retten können, und Myxin wollte einen wilden Schrei der Freude ausstoßen, als ihm dieser in der Kehle steckenblieb.

Obwohl haargenau gezielt, traf der kleine Magier nicht. Die Schwertklinge raste an der linken Seite des Satans vorbei, und der kleine Magier geriet ins Taumeln.

Umsonst – er hatte nicht getroffen!

***

Sie waren deprimiert!

Drei Menschen, die in einem Wohnraum beisammensaßen und deren Unterhaltung stockte, da eine Person unter ihnen einen Schock

bekommen hatte.
Es war Kara.
Die ehemalige Partnerin des kleinen Magiers. So konnte man sie inzwischen bezeichnen, denn Myxin hatte der Schönen aus dem Totenreich glasklar erzählt, daß er nicht mehr gewillt war, seinen Weg mit dem ihren zu teilen.
Er hatte sich von Kara getrennt.
Auf eine spektakuläre Weise, denn Myxin hatte sich nicht gescheut, Kara niederzuschlagen und ihr das Schwert mit der goldenen Klinge abzunehmen, bevor er zwischen den *flaming stones* verschwand und zu einer magischen Reise ansetzte.
Kara hatte alles versucht. Umsonst, es war ihr nicht gelungen, Myxin zu überzeugen. Er war verschwunden und wollte einfach nicht zurückkehren. Das alles hatte die Schöne aus dem Totenreich Suko und seiner Partnerin Shao berichtet und noch einiges mehr.
So hatten Suko und Shao von den Schwarzblut-Vampiren erfahren und auch von Mandraka, denn Myxin hatte Kara zuvor noch über seine Pläne informiert, so daß alle drei nicht ohne Wissen dastanden.
Schweigend waren die letzten Minuten vergangen, bis Shao sich plötzlich erhob und in die Küche ging. Suko schaute ihr nach. Kara blickte apathisch zu Boden. Der Gürtel, aus dem sonst der Griff des Schwerts ragte, war leer.
Man konnte Kara als waffenlos bezeichnen.
Suko schaute sie an. Die Schöne aus dem Totenreich mit dem langen schwarzen Haar bemerkte den Blick nicht. Sie befand sich mit ihren Gedanken woanders, und das spiegelte sich auch auf ihrem Gesicht wider.
Dennoch hatte Suko eine Idee, die sich um das Schwert mit der goldenen Klinge drehte.
Auch wenn Kara es nicht mehr besaß, so mußte Sukos Meinung nach dennoch eine Verbindung zwischen ihr und der Waffe bestehen. Dieses Schwert war das, was sie aus der Vergangenheit mitgebracht hatte. Ein Erbe ihres heißgeliebten Vaters, der ein mächtiger Weißmagier gewesen war und zeitlebens gegen das Böse gekämpft hatte. Auf dem Totenbett hatte er Kara das Schwert überreicht, es gehörte einfach zu ihr, auch wenn sie es weggab, mußte noch eine Verbindung bestehen.
Shao kam zurück. In eine Karaffe hatte sie Orangensaft geschenkt.
Drei Gläser standen ebenfalls bereit. All dies transportierte sie auf einem roten Kunststoff-Tablett.
»Für mich bitte nicht«, sagte Kara leise.
»Aber du, Suko?«
Der Chinese nickte. Shao schenkte sich und ihrem Partner ein Glas ein. Während sie tranken, warf die aparte Shao Suko einen langen

Blick zu und richtete ihre Augen danach auf Kara. Wahrscheinlich dachte sie ebenso wie Suko, nur behielt sie ihre Gedanken für sich.

Suko stellte das Glas ab. Im Zimmer brannten nur zwei Lampen.

Sie ließen auch schattige Inseln zu. In einer hockte Kara, wobei nur deren Gesicht vom Restschein einer Lampe gestreift wurde.

»Ich möchte, daß du es dir noch einmal genau überlegst«, sagte der Chinese leise.

Kara verstand. »Was überlegst?«

»Ob wir nicht doch noch etwas versuchen können?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das geht nicht. Wir schaffen es nicht. Wir können…« Sie unterbrach sich selbst. »Myxins Entschluß war endgültig. Ich habe ihn nur selten so entschlossen gesehen, wie in den vergangenen Stunden.«

»Ihn meine ich auch nicht.«

Kara zeigte sich überrascht. »Wen denn?«

»Ich denke da mehr an dein Schwert.«

»Es hat Myxin.«

»Das schon«, gab Suko zu. »Aber es ist nicht nur irgendeine Waffe, sondern eine besondere.«

»Sie besitzt eine goldene Klinge«, sagte Kara.

»Das schon, doch darauf wollte ich nicht hinaus. Ich meine da mehr die Beziehung zwischen dir und dem Schwert. Es besteht doch eine Verbindung?«

»Ja, aber nicht direkt…«

»Doch, Kara.« Sukos Stimme klang leicht ärgerlich. »Du hast mit Hilfe des Schwertes Verbindung zu anderen Dimensionen aufnehmen können. Es gehörte einfach zu dir.«

»Man hat es mir aber abgenommen.«

»Stimmt. Nur solltest du nicht die Flinte ins Korn werfen. Hole es dir zurück.«

»Dann müßte ich mich gegen Myxin stellen«, sagte sie und schüttelte heftig den Kopf.

»Das ist nicht unbedingt gesagt.«

Kara erstarrte mitten in der Bewegung. Sie schaute Suko scharf an.

»Wie kannst du so etwas behaupten?«

»Nach reichlicher Überlegung.«

»Dann kennst du dich besser aus als ich. Das will ich einfach nicht glauben.«

»Nein, Kara, so arrogant möchte ich nicht sein. Dennoch solltest du selbst nachdenken. Das Schwert mit der goldenen Klinge, das dein Vater dir überlassen hat, ist nicht irgendeine Waffe, sondern speziell für dich hergestellt oder geschmiedet worden. Du brauchst sie, du mußt sie haben, um dich deiner Feinde erwehren zu können. Und die Waffe ist ein Stück von dir. Denke immer daran, ein Stück von dir, das

dir auch gehört, wenn man sie dir genommen hat. Hast du das begriffen, Kara?«

»Natürlich.«

»Dann tu etwas!«

Kara ballte die Hände zu Fäusten. Sie saß für einen Moment starr auf der Sesselkante, bis, sie sagte: »Ich kann aber nichts tun. Es ist vorbei. Myxin hat mich verlassen…«

»Denke an dein Schwert. Setz dich mit dieser Waffe in Verbindung, und zwar durch deine Geisteskraft.« Kara wollte Suko unterbrechen, der jedoch winkte hastig ab und redete weiter. »Das Schwert hat dich auf deinen Reisen begleitet. Es war dir ein Beschützer, ein Helfer. Obwohl es aus Metall besteht, reagiert es irgendwie menschlich, als wäre es von Gedanken durchdrungen…«

Kara lächelte verloren. Sie wollte noch nicht. Aber Suko gab nicht auf. Er redete weiter und fragte schließlich zum Schluß, als ihm schon der Schweiß auf der Stirn stand: »Was spricht eigentlich gegen eine Kontaktaufnahme?«

Kara schwieg. Eine Antwort auf diese Frage wußte sie nicht. Und so konnte sie nur die Schultern heben.

Auch Shao mischte sich ein. »Es ist doch besser, wenn wir etwas unternehmen, als hier nur herumzusitzen und gar nichts zu tun. Begreife das endlich.«

»Ja, natürlich.«

»Dann komm.«

Shao hatte es letztendlich geschafft und die Schöne aus dem Totenreich überzeugt, denn Kara blieb nicht mehr auf der Sesselkante hocken, sondern stemmte sich ab.

Sie stand auf.

»Willst du es wirklich versuchen?« fragte Suko. Er traf auf sie zu, legte seine Hände auf ihre schmalen, zerbrechlich wirkenden Schultern und sah ihr Nicken. »Kara!« flüsterte der Inspektor, ohne sie loszulassen. »Ich weiß, daß wir es schaffen, und ich möchte dir schon jetzt für deine Mühe danken.«

»Du weißt ja nicht, ob es etwas bringt!«

»Es wird was bringen!« erklärte Suko voller Überzeugung. »Verlaß dich nur darauf.«

»Wenn du meinst…«

»Und wie.« Der Chinese ließ die schwarzhaarige Frau los, und Kara drehte sich um. Mit beiden Händen deutete sie auf die im Zimmer brennenden Lampen.

»Sollen wir sie löschen?« fragte Shao.

»Es wäre besser.«

Shao ging zu den beiden Schaltern, drehte sie herum und schaltete die Beleuchtung aus.

Es wurde dunkel.
Nur in der Diele brannte noch die Lampe, die wollte Kara nicht gelöscht wissen.
Suko und Shao wohnten oben. Bis zu ihrer Wohnung drang auch nicht das Licht irgendwelcher Leuchtreklamen, deshalb zeichnete sich das Fenster auch nur als graues Rechteck im Mauerwerk ab.
In das Zimmer war eine andere Atmosphäre eingezogen. Niemand sprach mehr. Suko und Shao hatten ihre Plätze getauscht, und Kara rückte den Tisch ein wenig zur Seite, denn sie wollte in der Mitte des Raumes den Platz schaffen, den sie benötigte.
Dort lag ein chinesischer Teppich, den sich Shao und Suko vor kurzem billig besorgt hatten. Er besaß eine, runde Form, und Kara konnte auf dem Teppich niederknien.
Sie blieb in einer Haltung, wie man sie von orientalischen Gläubigen her kannte. Kara hockte auf den Knien und hatte ihre Hände flach auf die Oberschenkel gelegt.
Suko und Shao beobachtete die Schöne aus dem Totenreich voller Spannung. Endlich war es ihnen gelungen, sie davon zu überzeugen, daß man etwas unternehmen mußte.
Die Gestalt verschwamm im Dämmer. Das Flurlicht reichte kaum bis zu ihr. Nur Hände und Gesicht wirkten wie blasse Tupfer innerhalb der matten Dunkelheit.
Sie konzentrierte sich. Zunächst legte sie den Kopf zurück, dann beugte sie ihn vor, blieb in der Haltung und begann zu reden.
Gespannt hörten Suko und Shao zu. Über Karas Mund drangen Worte, die weder Shao noch Suko je zuvor gehört hatten. Sie wußten aber, daß ein altes Erbe nicht verlorengegangen war, denn der Kontinent Atlantis lebte in diesen Worten weiter.
Magische Beschwörungen, Formeln einer uralten, längst versunkenen Welt, deren damalige Realität sich mit der Existenz einer uralten Magie vermischt hatte.
Atlantis lebte.
Das Gefühl überkam beide Zuschauer. Es riß sie in ihren Bann, und sie hörten gespannt zu.
Kara konnte man als Frau bezeichnen, die den Tod überwunden hatte. Durch die Magie ihres Vaters Debios hatte sie ihm ein Schnippchen geschlagen, und seine Kraft war auch auf die Tochter übergegangen, wenn auch in abgeschwächter Form.
Kara konzentrierte sich stärker. Die Worte wurden schneller gesprochen, als versuchte die Schöne aus dem Totenreich den Kontakt zu beschleunigen.
Sie beschwor, hob dabei ihre Arme, und all diese Gestik deutete an, in welch einer gespannten Verfassung sich die Frau befand.
Bekam sie Kontakt?

Zwischendurch verstanden Suko und Shao einige Worte. Des öfteren fiel der Name Myxin und auch Delios, dann wieder versank die Stimme in einem seltsamen Murmeln.

Ein erster Erfolg stellte sich ein.

Sogar sichtbar, denn die Haut auf Karas Zügen änderte ihren Farbton. Hatte sie vorhin noch sehr bleich ausgesehen, so wurde sie nun ein wenig dunkler, und die beiden Zuschauer glaubten, ein violettes Schimmern auf dem Gesicht zu erkennen.

Wurde Kara zu einer anderen?

Suko und Shao hielten den Atem an. Der Chinese merkte, daß sich seine Partnerin bewegte. Eine Sekunde später spürte er ihre Finger auf seiner Hand. Die Kuppen waren kalt.

Kara veränderte sich weiter. Die von ihr gesprochenen, beschwörenden Worte taten ihre Pflicht, sie spielten mit den Gesetzen der Natur und beeinflußten diese.

Was vor kaum zu erfassenden Zeiten einmal niedergeschrieben oder gesprochen worden war, besaß auch in der Gegenwart noch seine volle Wirkung. Kara bekam Kontakt.

Einen sichtbaren Kontakt sogar, das sahen auch Suko und Shao.

Vor der Schönen aus dem Totenreich bewegte sich die Luft, verdichtete sich, so daß eine Szene inmitten des Zimmers schwebte, die sich vielleicht eine nicht meßbare Strecke entfernt befand.

Ein Bild entstand.

Vielleicht aus einer anderen Zeit oder einem anderen Raum hinein in das Zimmer transportiert, und aus diesem Bild formten sich Figuren, Akteure einer Szene, die sich ganz woanders abspielte.

Drei Personen waren zu sehen.

Gestalten, die Suko, Kara und Shao bekannt vorkamen. Bis auf eine. Aber diejenige war momentan für die atemlos dasitzenden Zuschauer weniger interessant, sie richteten ihren Blick auf eine kleine Person mit einer leicht grünlich schimmernden Haut.

Es war Myxin!

Und er trug das Schwert mit der goldenen Klinge, war bereit, es dem obersten Höllenherrscher in den Leib zu rammen, der sich im Würgegriff eines Monstrums befand, dessen rotes Gesicht aus zahlreichen kleinen Wunden zu bestehen schien.

Myxin stürmte vor.

Er hatte nur wenige Schritte zu laufen. Er mußte einfach treffen, denn Asmodis bewegte sich nicht.

Da schrie Kara!

Shao und Suko hörten den Schrei, sprangen hoch, und sie sahen für einen flüchtigen Augenblick, daß sich zwischen Kara und ihrem Schwert eine Verbindung aufbaute.

Ein huschender Schein, kaum zu sehen, nur bei genauerem

Hinstarren, aber er bewirkte etwas.
Das Schwert mit der goldenen Klinge geriet aus seiner ursprünglichen Richtung, wurde nach rechts abgedrängt und verfehlte die Brust des Höllenfürsten.
Myxin taumelte noch an ihm vorbei.
Das bekamen die Zuschauer noch mit, bevor das Bild verlosch und Kara zusammenbrach.
Mit einem dumpfen Laut schlug sie auf den Teppich…

***

Die Schreie hatten mich gestoppt!
Ich war nicht so unvernünftig, wie ein Wilder auf das Haus zuzustürmen. Obwohl die Zeit drängte, war ich vorsichtig, denn wer konnte wissen, was dieses windschiefe, halbzerfallene Gebäude noch für böse Überraschungen barg.
Automatisch mußte ich an die alte Ruine denken, wo alles begonnen hatte. Da hatte ich ebenfalls vor einem Loch gestanden, das man als Eingang bezeichnen konnte.
Hier war es ähnlich.
Erst jetzt konnte ich erkennen, daß dieses Haus, an der von mir aus gesehenen linken Seite, noch einen kleinen Anbau besaß. Ebenso windschief und halb zerfallen wie auch das Hauptgebäude.
Es war wieder ruhig geworden. Nichts hörte ich mehr, kein Schrei drang aus den offenen Fenstern, wobei ich davon ausging, daß die Schwarzblut-Vampire die Schreie ausgestoßen haben konnten. Ihr Ziel war das Haus gewesen, sie hatten es betreten, hielten sich dabei so versteckt, daß ich sie nicht sehen konnte.
Keiner schaute durch ein offenes Fenster. Dennoch kam ich mir beobachtet vor.
Bis zur Tür waren es ungefähr fünf Schritte. Ich blickte noch einmal zum Dach hoch, sah dort eine Bewegung und zuckte zur Seite, wobei ich im nächsten Moment aufatmete, denn es hatte sich dort kein Vampir oder ein anderer Gegner bewegt, sondern einfach nur das herabhängende Stück einer alten Dachrinne, weil es vom Wind gestreift worden war.
Keine Gefahr also.
Wenigstens nicht hier draußen. Im Innern würde es anders aussehen. Meine Sinne waren gespannt, als ich den Zwischenraum zur Tür überbrückte und dicht vor der Schwelle stehenblieb.
Für einen Moment wartete ich dort.
Meine Blicke versuchten, das Dunkel zu durchbohren, aber da war nichts zu sehen. Alles verschwamm in einem düsteren Grau. Schon des öfteren hatte ich Szenen wie diese erlebt, und das Gefühl blieb stets gleich. Ein unangenehmes Magendrücken, das Klopfen meines

Herzens, das ich überlaut unter der Schädeldecke spürte. Außerdem wußte ich nicht, was mich in der Düsternis erwartete.
Dennoch wagte ich es.
Das Kreuz hatte ich außen vor meine Brust gehängt. Es gab mir sicherlich keinen Schutz gegen die Blutvampire, dennoch beruhigte es mich. Und so sollte es auch bleiben.
In der rechten Hand hielt ich den Dolch, meine einzige Waffe, wenn ich mal von der Gemme absah.
Lautlos konnte ich leider nicht gehen. Zuviel Dreck und Staub lag herum, so daß es unter meinen Füßen knirschte, wenn ich einen Schritt nach vorn trat.
Sich in der Dunkelheit zu orientieren, fiel mir verdammt schwer.
Ich wollte auch nicht meine Bleistiftleuchte zu Hilfe nehmen, denn der Strahl hätte mich zu leicht verraten. Für einen Schützen aus dem Hinterhalt wäre ich ein willkommenes Opfer gewesen. Zudem dachte ich daran, daß einer der Schwarzblut-Vampire meine Beretta besaß. Er hatte damit zwar nicht umgehen können, aber wie der Teufel es wollte, konnte er es in der Zwischenzeit gelernt haben.
Sechs Vampire steckten meiner Ansicht in diesem Haus. Sie konnten sich irgendwo hinstellen, ohne daß man sie hörte, denn sie brauchten nicht zu atmen.
Ich ging weiter.
Ein ziemlich großer Raum hatte mich aufgenommen, das spürte ich. Ich sah auch keine Treppe. Wenn es eine gab, dann lag sie weiter hinten, und ich hatte das Gefühl, in einem bäuerlichen Haus zu stehen, in dem hinter der Eingangstür eine große Küche und gleichzeitig der Aufenthaltsraum der Familie liegt. Da die Zeit drängte, hatte ich Edda leider nicht fragen können.
Dennoch mußten Türen oder Eingänge zu anderen Räumen vorhanden sein. Die suchte ich.
Ein dumpfes Poltern ließ mich zusammenzucken. Rechts von mir war es aufgeklungen. Sehen konnte ich nichts, hörte die lauten Schreie, ein Fauchen, und im nächsten Augenblick überschlugen sich die Ereignisse. Ich konnte soeben noch zur Seite springen, denn an der rechten Seite flog mit donnerndem Krach eine Tür aus der Fassung, und die Öffnung entließ, eingehüllt in eine fauchende Flamme, eine Gestalt.
Es war die des Teufels!

***

Myxin konnte weder fassen noch begreifen, daß es ihm nicht gelungen war, den Satan zu durchbohren.
Sehr deutlich hatte sich seine Gestalt abgezeichnet, sie war überhaupt nicht zu verfehlen gewesen, dann jedoch war etwas

eingetreten, über das Myxin nachdachte, als er an dem Teufel und auch an Mandraka vorbeitaumelte.
Kurz bevor die Spitze den Satan erreichte, war die goldene Klinge abgelenkt worden. Eine seltsame Kraft hatte der kleine Magier gespürt. Es war ihm nicht mehr gelungen, das Schwert zu halten, und so hatte es zu diesem Leerlauf kommen können.
Auch Mandraka zeigte sich geschockt. Der Schwarzblut-Vampir hatte fest damit gerechnet, daß der kleine Magier den Teufel aufspießen würde, das war nun vorbei.
Und Satan triumphierte.
Innerhalb einer kurzen Zeitspanne hatte sich das Blatt gewendet, so daß er nun seine Gegenmaßnahmen ergreifen konnte. Die Kräfte der Hölle kontrollierte er nicht nur, sie wohnten auch zum großen Teil in ihm, und es gelang ihm, sie zu mobilisieren.
Sein Körper bäumte sich im Griff des Schwarzblut-Vampirs auf. Er wuchs in die Höhe, und bevor der Sauger zubeißen konnte, umhüllte den Satan ein Flammenmantel.
Mandraka schrie auf.
Es war ein röhrender Schrei, denn das Feuer der Hölle bereitete ihm arge Schmerzen. Sein schon geöffneter Mund klappte zu. Mit schlenkernden Armen taumelte er zurück, in seinem blutroten Gesicht zuckte es, bevor er sich zu Boden warf.
Lautlos und geisterhaft umtanzten kleine Flämmchen seinen Körper, die erst ausgingen, als sich Mandraka ein paarmal um die eigene Achse drehte.
Inzwischen hatte sich der kleine Magier wieder gefangen. Er wußte genau, in welch eine Gefahr er sich begeben hatte, denn der Teufel konnte sich wieder frei bewegen.
Für einen Moment stand er da und hatte seinen rechten Arm ausgestreckt. Die Klaue gespreizt, den Blick flammend, und aus seinen fünf Fingern schlugen Blitze.
Myxin duckte sich, weil er annahm, daß die Blitze in seinen Körper schlagen würden, das geschah nicht.
Der Teufel sorgte für eine andere Überraschung. Genau dort, wo die aus seinen Händen wirbelnden Blitze in den Boden schlugen, entstanden Gestalten.
Höllendiener.
Fünf an der Zahl. Einer sah grausamer aus als der andere. Da gab es ein kleines Monstrum mit dem Schädel einer Ratte und einer rötlich schimmernden Haut.
Ein Krake auf zwei Beinen wurde von Flammenmonstern begleitet, und ein vierbeiniges Wesen mit dem Kopf einer Frau spie eine grüne Zunge aus, die wie eine dünne Schlange wirkte.
»Sie werden dich vernichten!« brüllte der Satan Myxin entgegen und

jagte noch einen schwarzmagischen Energiestoß auf ihn ab, der den kleinen Magier in die Knie gezwungen hätte.

Vor zwei Jahren noch wäre Myxin vielleicht vernichtet worden, doch er hatte inzwischen seine Kräfte wiedererlangt und konnte durch eine Gegenmagie den Stoß abbauen.

Dafür hatte er die fünf Höllenmonstern gegen sich, und er stellte sich ihnen.

Der Satan kümmerte sich um Mandraka.

Die beiden starrten sich an.

Mandraka fauchte wie ein Monster. Die Augen leuchteten in einer unheimlichen Wildheit. Es war ihm anzusehen, daß er sich vor dem Höllenfürst nicht ducken würde, und er wartete nicht, bis der Teufel ihn attackierte, sondern griff selbst an.

Asmodis machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Wieder umhüllte ihn das Höllenfeuer wie ein Mantel, dann stieß er sich ab, schwebte über dem Boden und jagte wie ein Raketenmensch auf die Tür dieses Raumes zu. Er machte auch nicht Halt, sondern krachte dagegen und riß die Tür aus der Fassung.

Um Myxin kümmerte sich Mandraka nicht. Für ihn war der Satan wichtiger. Auf keinen Fall durfte er entkommen, denn der Vampir wollte das schwarze Blut, dann wurde er ebenso mächtig wie der Höllenherrscher.

Er jagte ihm nach.

Verzerrt das Gesicht, ausgestreckt die Arme, die langen Hauer gebleckt, so blieb er dem Satan auf der Spur und konnte sich am Flammenschein orientieren, der sich jetzt in der großen Eingangshalle ausgebreitet hatte und auch den Mann anleuchtete, den die Vampire im offenen Sarg hergetragen hatten.

»Sinclair!« schrie der Satan mit Stentorstimme. »Da ist er! Du kannst dir den Schwarzblut-Vampir holen! Ich serviere ihn dir!« Asmodis lachte noch einmal wild und grausam.

Dann löste er sich auf!

***

Ich aber stand da, wie vom Donner gerührt. Der Teufel war aus der Tür geschossen, Mandraka folgte ihm, und ich hatte die Worte des Höllenfürsten sehr deutlich vernommen, bis er sich in einer stinkenden Rauchwolke auflöste und kurzerhand verschwand.

Aber Mandraka war noch da!

Zum erstenmal sah ich ihn selbst und aus der Nähe. Eine sehr große schwarzgekleidete Gestalt. Aus dem Kragen der dreiviertellangen Jacke schaute das feuerrote Gesicht hervor, dessen Haut nur aus blutigen Krusten zu bestehen schier, die ein Erbe scharfer Rasiermesserklingen sein konnten.

Das also war Mandraka!
Ich stand ihm gegenüber. Den Dolch hielt ich in der rechten Hand, und ich war gewillt, jetzt schon ein Ende zu machen, doch der Vampir hatte andere Sorgen.
Ihn interessierte allein der Satan. In mir sah er keinen direkten Gegner. Vielleicht war er so arrogant, anzunehmen, daß er mich packen konnte, wann immer er wollte, jedenfalls legte ich seine Handbewegung als unwirsche Geste aus, mit der er mich aus dem Weg scheuchen wollte.
Dagegen hatte ich etwas.
Leider kam ich nicht dazu, ihn anzugreifen, denn hinter mir in der absoluten Finsternis vernahm ich polternde Schritte. Ich sprang sicherheitshalber zur Seite und drehte mich erst danach um, damit ich sehen konnte, wer dort ankam.
Es waren die Vampire.
Sie erschienen aus dem Dunkel, und ich tauchte hinein, denn ich rechnete mit einem Frontalangriff der sechs Blutsauger.
Ich irrte mich.
Mandraka war es, der ihnen zuwinkte, damit sie das Haus verließen, denn für ihn allein zählte nur der Satan. Den Teufel mußte er vernichten, er wollte sein Blut trinken, und er verschwand fast so rasch wie Asmodis selbst, nur löste er sich nicht innerhalb einer Rauchwolke auf, sondern huschte durch das Eingangsloch ins Freie.
So rasch es ging, folgten ihm die sechs Vampire.
Ich verstand die Welt nicht mehr. Stand nur da und staunte mit offenem Mund.
Das gab es doch nicht…
Wohin die Vampire wollten, wußte ich natürlich nicht genau.
Nahm allerdings an, daß sie sich dem Friedhof zuwenden würden, so ein Gebiet war in etwa ihre Heimat.
Auf dem Totenacker wußte ich Edda schutzlos.
Also hinterher.
Wieder konnte ich meinen Plan nicht in die Tat umsetzen, denn aus dem Raum, den der Teufel und Mandraka verlassen hatte, vernahm ich Geräusche. Seltsame Laute. Klatschen und Schreie, ein Kampfgeheul und dumpfe Schläge.
Da mußte noch jemand sein!
Keine Sekunde zögerte ich, drehte mich und jagte auf den Raum zu. Mit dem rechten Fuß stieß ich die Tür weit auf und sah schattenhaft seltsame Gestalten.
Höllengeschöpfe!
Und dazwischen eine Person, die das Schwert mit der goldenen Klinge in der Hand hielt und sich gegen die Geschöpfe zur Wehr setzte.

Myxin, der Magier!

***

Suko war aufgesprungen, kaum daß Kara den Boden berührt hatte.

Ihm war der Schreck stark in die Glieder gefahren, und das Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

Shao brauchte erst nicht gesagt zu werden, was sie tun sollte, sie wußte auch so Bescheid. Rasch eilte sie in die Küche, holte Wasser und lief wieder zurück.

Inzwischen hatte sich Suko um Kara gekümmert und die schlanke Gestalt auf die Couch gelegt.

»Mach bitte mal Lieht!« verlangte er.

Das tat Shao. Die Lampe an der Decke wurde hell und erleuchtete den Wohnraum.

Beide erschraken, als sie in das Gesicht der Schönen aus dem Totenreich schauten. Es war so bleich wie selten, und Suko fühlte nach dem Pulsschlag.

Shao stand zitternd daneben. Auch das Wasser im Glas zitterte, und sie schaute aus großen Augen nach unten. »Lebt sie noch?«

Suko schüttelte den Kopf, bis er diese Bewegung in ein Nicken verwandelte. »Ja, der Puls schlägt.«

»Ein Glück.«

Suko streckte den Arm aus. Er nahm das Glas mit dem Wasser entgegen und hielt es Kara an die Lippen.

»Ist sie nicht bewußtlos?« flüsterte Shao.

»Nein.«

Die Schöne aus dem Totenreich schien die Antwort gehört zu haben, denn sie öffnete die Augen.

»Kara!« flüsterte Shao erstickt.

»Trink erst einmal«, sagte Suko und kippte das Wasserglas, so daß Kara schlucken konnte.

Es tat ihr gut. Allmählich kehrte wieder Leben in ihr Gesicht zurück und ein wenig Farbe. Sie bewegte ihre dunklen Augen suchend hin und her, während sie ein paarmal schluckte.

»Wo ist er?« hauchte sie.

»Wen meinst du?« fragte Suko.

»Myxin.«

Shao und ihr Freund warfen sich einen schnellen Blick zu. Suko verstand ihn so, daß er antworten sollte. »Wir haben ihn nicht mehr gesehen, Kara. Das Bild zerbrach.«

»Ich habe mich nicht getäuscht?«

»Nein, das hast du nicht. Wir sahen ihn ebenfalls. Er hielt dein Schwert in der Hand und ging den Teufel an.«

»Mandraka war auch dabei.«

Suko nickte.
Kara drehte den Kopf zur Seite und begann leise zu schluchzen.
»Es ist alles aus, Myxin hat nicht reagiert. Er ist wirklich zum Verräter geworden. Glaubt mir.«
»Aber das kann nicht sein!« widersprach Suko. »Erinnere dich nur an die Szene, die wir alle gesehen haben. Da stand Myxin mit stoßbereitem Schwert, um dem Teufel die Klinge in den Leib zu rammen. Wie soll er da auf der anderen Seite stehen?«
»Er wollte sich Mandraka anschließen.« Kara wälzte sich hastig auf den Rücken. »Versteht ihr nicht? Mandraka ist ein Feind der Hölle. Deshalb hat sich Myxin gegen den Teufel gestellt.«
»Das ist schwer zu glauben«, sagte Shao.
»Dennoch eine Tatsache«, erklärte Kara. »Ihr habt nicht mit ihm geredet, das habe ich getan. Ich allein bei den flammenden Steinen. Dort sprach ich mit ihm, und da hat er mir erklärt, daß er keine andere Chance mehr für sich sieht, als die Seite zu wechseln.«
Die Schöne aus dem Totenreich bekam von den beiden keine Antwort. Sie schaute erst Shao an, dann Suko, bevor sie seufzend sagte:
»Ich merke schon, ihr glaubt mir nicht, und ihr werdet mir nie glauben. Tut mir leid, aber ich…«
Suko hob die Schultern. »Wir können nichts mehr machen«, murmelte er. »Wenn ich nur wüßte, in welch einer Dimension sich John befindet, dann wäre mir wohler.«
Kara hatte die Sätze trotzdem verstanden und gab auch eine Erwiderung. »In keiner anderen«, erklärte sie.
»Wieso? Ich…«
»Nein, Suko. John und Myxin befinden sich in derselben Dimension. Und zwar auf der Erde.«
Suko fuhr herum. Auch Shaos Gesicht zeigte einen gespannten Ausdruck. »Was?« zischte sie.
»Ja, so ist es. Ihr konntet nur sehen, ich aber fühlte noch. Ich merkte die Strömungen. Mir war auf einmal das Land bekannt, in dem der große Kampf ausgetragen wird. Kräfte der Vergangenheit prallen mit denen aus der Gegenwart zusammen. Und das geschieht in Ungarn.«
Suko schwieg, weil er überrascht war. Shao aber griff nach seinem Arm. »Da mußt du hin und ihm helfen!«
»Nein«, widersprach Kara. »Wie soll er das schaffen? Das Land ist weit, und wir wissen nicht, wo sich John aufhält. Die große Auseinandersetzung spielt sich jetzt ab. Die Zeit, um nach Ungarn zu fliegen, habt ihr nicht mehr.«
»Und wenn wir uns durch Telekinese dorthin schaffen?« rief Suko. »Du hast es schon mehr als einmal bewiesen, daß du es kannst.«
»Wie denn? Ich habe mein Schwert nicht.«

»Du bist ohne Schwert gekommen«, hielt Suko ihr entgegen.

Kara lächelte nur. »Denk an die flammenden Steine. Ich habe ihre Magie ausgenutzt. Hier ist nichts. Wir müssen uns auf John Sinclair verlassen, und er muß sich auf sich selbst verlassen. So ist das nun mal, so hart es sich auch anhört.«

Da ließen Suko und Shao ihre Schultern sinken. Es gab nichts mehr zu sagen.

Man konnte nur noch warten und hoffen…

***

Daß ich trotz der miesen Beleuchtung etwas sah, hatte ich einem krakenhaften Monstrum zu verdanken und zwei Flammengeschöpfen, die genügend Helligkeit abstrahlten, so daß ein Teil des Zimmers fahl ausgeleuchtet wurde.

Myxin kämpfte wie ein Berserker.

Er hatte das Schwert in Besitz genommen, und er wußte die Klinge sehr gut zu führen.

Allerdings hatte man ihn auch in die Enge getrieben. Und die fünf Höllengeschöpfe, die sich vor ihm aufhielten, machten es geschickt, denn sie hielten stets den nötigen Abstand, damit sie von der leicht gebogenen Schwertklinge nicht erreicht werden konnten.

Ein Wesen mit vier dünnen Beinen und einem Frauenkopf war besonders raffiniert. Es hatte sein breites Maul geöffnet und schleuderte eine lange Zunge hervor.

Vielleicht hätte Kara, die das Schwert besonders gut führen konnte, die Zunge erwischt.

Myxin war dies leider nicht möglich. Er schlug zwar zu, fehlte jedoch, und der Zunge gelang es, sich gedankenschnell um sein rechtes Bein zu wickeln. Über welch eine Kraft die Zunge verfügte, merkte ich in der nächsten Sekunde.

Myxin wurde plötzlich ein Bein weggerissen. Er schlug noch mit dem Kopf gegen die Wand, bevor er rücklings zu Boden krachte und dabei die Übersicht verlor.

Das war die Chance für die Monster.

Sie stürzten sich auf ihn, und es waren besonders die flammenden Gestalten, die kurz vom Boden abhoben und auf ihn zufauchten.

Denen konnte Myxin wohl kaum entgehen. In den Flammen sah ich höllische Fratzen, und ich aktivierte in diesen Augenblicken mein Kreuz.

Vor der Brust hing es.

Offen und frei!

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Das genau waren die magischen Worte, die das Kreuz zu einer brandgefährlichen Waffe machten.

Und es reagierte. Noch nie hatte es mich im Stich gelassen. Das tat es auch jetzt nicht.

An den Enden glühten die Insignien der vier Erzengel für einen kaum meßbaren Zeitraum auf, dann jagten vier Strahlen aus dem Kreuz, die nicht nur die Flammenwesen voll erwischten, sondern auch ein Monstrum mit einem Rattenschädel und den Vierbeiner, der seine Zunge um Myxins Fußgelenk gewickelt hatte.

Bei den Flammenmonstren zischte es, als hätte jemand Wasser über sie gekippt, der Rattenkopf verdampfte ebenso wie das andere Wesen mit dem Tierkörper und dem Frauengesicht.

Blieb der Krake.

Ihn griff ich an.

Das Kreuz war wieder normal geworden. Es entließ keine Strahlen mehr, und es lag matt glänzend vor meiner Brust. Der Krake mit den zahlreichen Tentakel-Beinen reichte mir nur bis zur Hüfte. Unter der dünnen Haut seines fast kugelförmigen Körpers sah ich die Züge eines menschlichen Gesichts, das jedoch einen breiten, zerlaufenden Ausdruck bekam, als sich das Wesen mir näherte.

Und fast hätte es mich erwischt. Ich gab einen Augenblick nicht acht, da hatte es zwei Tentakel vom Boden gehoben, waagrecht gestellt und mir eine seltsame Flüssigkeit entgegengespritzt.

Durch eine rasche Drehung konnte ich der Flüssigkeit entgehen.

Hinter mir klatschte sie zu Boden und verbreitete einen ätzenden Gestank. Ich hielt noch meinen Silberdolch fest.

Ihn schleuderte ich.

Es klatschte, als die Waffe das Ziel traf und sich tief in die weiche Masse bohrte. Der seltsame Krake kam nicht mehr dazu, weitere Flüssigkeit abzuspritzen, denn er löste sich auf wie ein Ghoul. Als hätte jemand von oben auf ihn geschlagen, wurde er flach, breitete seine Tentakel aus und verging allmählich.

Nur eine Lache blieb zurück, über die ich hinwegsprang und auf Myxin zuging.

Der kleine Magier rappelte sich soeben vom Boden hoch und schüttelte den Kopf. Ein wenig verwundert schaute er sich um, als könnte er noch nicht fassen, was er da gesehen hatte.

Ich aber lachte, ließ den Dolch wieder verschwinden und breitete die Arme aus.

»Myxin!« sagte ich. »Meine Güte, daß ich dich hier treffe.« Ich schritt auf den Freund zu und schloß ihn in die Arme. Jetzt ging es mir besser, denn ich wußte, daß ich nicht mehr allein gegen die Übermacht von Schwarzblut-Vampiren stand.

Ich umfaßte den kleinen Magier und schlug ihm auf die Schulter.

Es glich schon einer Erlösung. Himmel, war ich erleichtert. Jetzt sah die Welt schon ganz anders aus.

Myxin tat nichts. Er blieb stehen. Das kannte ich. Er zeigte nur ungern Gefühle.

Ich ließ den kleinen Magier los und setzte mich auf den Stuhl, auf dem zuvor der Teufel gesessen hatte. Das allerdings wußte ich nicht.

Ich sah nur Myxins Schatten, der sich auf die Tür zubewegte und mit der Hand über die Wand tastete.

Wenig später wurde es hell. Myxin hatte einen Schalter umgedreht. Wer konnte meine Überraschung begreifen, denn mit elektrischem Licht hätte ich in dieser einsamen Gegend nicht gerechnet.

Über dem Stuhl wurde die Lampe hell.

Ich schaute nach oben.

Unter dem breiten, kegelförmigen Lampenschirm leuchtete die Birne auf. Sie war schmutzig, und ihr Licht übergoß mich mit einem dunkelgelben Schein.

Myxin kam wieder zu mir. Sein Gesicht blieb im Schatten. Ich sah wohl das Schwert mit der goldenen Klinge in seiner rechten Hand und war ein wenig verwundert.

»Hat Kara dir das Schwert überlassen?« fragte ich ihn, beugte mich vor und deutete auf die Waffe.

»So ähnlich.«

Eine seltsame Antwort, die er mir da gegeben hatte. Ich achtete nicht weiter darauf und wollte wissen, wie Myxin überhaupt in dieses Haus gelangt war.

»Durch die magischen Steine.«

Das war verständlich. Ich lehnte mich wieder zurück. Myxin ging an mir vorbei.

Irgendwie war alles seltsam. Mir gefiel die Sache nicht so recht.

Myxin kam mir anders vor als sonst. Vielleicht bildete ich mir dies auch nur ein.

Hinter mir blieb der kleine Magier stehen. Ich wollte mich umdrehen, als ich etwas Kaltes im Nacken spürte.

Sofort zuckte ich zusammen.

»Bleib sitzen, John!« zischte Myxin.

»Und wenn nicht?« Ich fragte automatisch.

»Muß ich dir den Kopf abschlagen!«

***

Er wollte mir den Kopf abschlagen! Das hatte er gesagt, und ich glaubte oder wollte glauben, mich verhört zu haben. Aus diesem Grunde fragte ich noch einmal nach.

»Was willst du?«

»Dir den Kopf abschlagen!«

»Das ist ein Witz, nicht wahr?«

»Nein!« Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als er den Druck der

Klinge verstärkte und ich im Nacken einen kurzen, aber heftigen Schmerz verspürte.

Myxin hatte meine Haut mit der Schwertklinge angeritzt. Und das bewies mir, wie ernst er es meinte.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Zunächst einmal tat ich nichts mehr und saß still auf der Sitzfläche. Steif, mit durchgedrücktem Kreuz, meine Gedanken wirbelten, ohne daß ich sie jedoch in die Reihe kriegen konnte. Was ich da gehört hatte und jetzt erlebte, schien mir so unendlich weit entfernt zu sein, doch der Klingendruck bewies mir, daß ich keinen Traum erlebte.

Myxin wollte mich töten! Das hatte er deutlich zu verstehen gegeben. Und irgendwie glaubte ich dem kleinen Magier sogar. Ja, es konnte durchaus sein, daß er zu diesen Mitteln griff.

Unsinn, sagte ich mir im nächsten Augenblick. Myxin würde es nicht wagen. Er stand voll auf meiner und unserer Seite. Nie im Leben würde er mich umbringen, das konnte einfach nicht wahr sein, das durfte auch nicht wahr sein.

Ich lachte. Es klang nicht echt. Dennoch sagte ich im lockeren Tonfall: »Laß doch die Witze, Myxin!«

»Es ist kein Witz«, erwiderte der kleine Magier.

Ich räusperte mich. »Du willst mich tatsächlich umbringen?« hakte ich nach.

»Ja.«

»Und weshalb?«

»Weil ich keine andere Möglichkeit mehr sehe.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ich habe mich entschlossen, die Seite zu wechseln. Ich bin in deinen und in Karas Augen zum Verräter geworden, weil ich erkannte, daß unser Kampf sinnlos ist. Wir kommen gegen die Kräfte der Finsternis nicht an, sie sind einfach zu stark, und das ist nicht nur meine Ansicht, John. Wenn du länger darüber nachdenkst, wirst du zu dem gleichen Entschluß kommen. Ich an deiner Stelle würde ebenso handeln.«

»Zum Verräter werden?« flüsterte ich.

»Weshalb nicht?«

»Nein, Myxin und nochmals nein. Ich werde alles, aber nicht zum Verräter. Ich kann nicht das aufgeben, wofür ich ein Leben lang gekämpft habe.«

»Was ist das schon?«

»Freunde sind es. Etwas sehr seltenes, mein Lieber. Wir haben zusammengehalten. In guten und in schlechten Zeiten. Bei letzteren besonders. Ich erinnere dich nur an Sheila, als der Satan sie in sein Reich holte. Wir haben alle versucht, sie wieder zurückzuholen. Obwohl wir dich und Kara gern dabei gehabt hätten, machen wir dir keinen Vorwurf, daß ihr woanders ward. Das alles gehört zu einer

Freundschaft, Myxin!«

»Ich weiß.«

»Dann richte dich danach.«

»Nein, John, ich habe meine Entscheidung getroffen. Ich muß wieder zurück, ich werde zu dem, was ich einmal gewesen bin. Ich stelle mich auf die andere Seite. Nur so ist für mich ein Überleben gesichert.«

Diese Worte klangen eindeutig. Und ich hatte plötzlich keinen Grund mehr, sie ihm nicht zu glauben.

»Was sagt Kara dazu?« wollte ich wissen. »Wird sie auch ihren alten Schwüren untreu?«

»Nein, sie ist so dumm und bleibt dabei.«

Das hatte ich mir gedacht. Auf Kara konnte ich mich verlassen. Sie hatte einen Schwur abgelegt und würde ihn auch nicht brechen.

Aber daß Myxin jetzt auf die andere Seite…

»Ich habe sogar ihr Schwert.« Die Worte des kleinen Magiers unterbrachen meine Gedanken.

»Ja, das sehe ich. Hat sie es dir als Abschiedsgeschenk gegeben?« fragte ich sarkastisch.

»Ich nahm es ihr.«

»Mit Gewalt, wie?«

»So kann man es sehen.«

Ich wollte den Kopf schütteln, wobei mir im letzten Augenblick einfiel, daß ich damit einen Fehler gemacht hätte, denn die Klinge hätte tief in meine Haut geschnitten. Deshalb ließ ich es bleiben und blieb starr sitzen. »Gab es Gründe für deinen Schritt?« fragte ich.

»Genug.«

»Sage sie mir, vielleicht können wir gemeinsam…«

»Es gibt keine Gemeinschaft mehr zwischen uns. In den letzten Monaten, als du und die anderen so verbissen gegen die Mächte der Hölle gekämpft habt, konnte ich nachdenken und habe mich entschieden. In den vergangenen Jahren ist viel geschehen, viel passiert. Aber nur Niederlagen, wir haben keine Siege errungen, und das ist es, was mich so stört. Ich habe sehr lange nachgedacht und bin zu dem Entschluß gekommen, daß die andere Seite die stärkere ist.«

»So sieht es manchmal aus«, gab ich zu.

»Dann wundert es mich, daß du nicht ähnlich reagiert hast wie ich. Du mußt doch einsehen, daß dein Kampf nichts nützt. Der Teufel, die Großen Alten und zahlreiche anderen Dämonenarten und Abarten, das ist einfach zu viel. Ich habe dir geholfen, den Schwarzen Tod zu vernichten. Das ist vorbei. Ich rechnete auch damit, daß mit seinem Ausscheiden die Kraft der finsteren Mächte gebrochen war. Ich habe mich selten so geirrt und ziehe daraus nun die Konsequenzen. Ich wechsele die Seite, John Sinclair, auch du kannst mich davon nicht abhalten.«

»Und weshalb willst du mich umbringen?«

»Hätte ich bei meinen ehemaligen Freunden einen besseren Einstieg, als mit einem toten John Sinclair als Trumpf?«

»Das stimmt.«

»Ein toter Geisterjäger ist das, was sich zahlreiche Dämonen wünschen. Ich werde mit offenen Armen empfangen, wenn ich dich als Leiche mitbringe.«

Da hatte er zweifelsohne recht. Ich wußte auch nicht, was ich ihm entgegenhalten sollte. Myxin hatte sich einmal entschlossen, den anderen Weg einzuschlagen, und davon konnte ihn wohl niemand mehr abbringen. Wenn Kara es nicht geschafft hatte, würde ich es auch nicht packen.

Unwillkürlich dachte ich zurück und erinnerte mich daran, was ich alles mit Myxin erlebt hatte. Er hatte sich auf mich verlassen können, ich mich auf ihn. Wir waren zu einem Team geworden, der kleine Magier und ich. Jetzt die Enttäuschung.

Sogar das Kreuz konnte er inzwischen anfassen, ohne daß etwas geschah. Er hatte seinen dämonischen Freunden abgeschworen, jetzt wollte er wieder zu ihnen.

Welch ein Wechsel!

Und ich hatte nichts davon bemerkt. Eigentlich hätte es mir auffallen müssen, doch ich war so mit anderen Problemen beschäftigt gewesen, daß der Kontakt mit Myxin für eine Weile abgebrochen war.

Aber ich wußte Kara an seiner Seite, und sie hätte uns doch warnen können. Oder war es ihr ebenso ergangen wie mir?

Mit so etwas mußte ich einfach rechnen, sagte jedoch nichts, sondern blieb steif sitzen.

»Hast du noch eine Frage, John?« Myxin sprach leidenschaftslos.

Er kam mir in diesen Augenblicken wie ein Henker vor, der seinen Job kalt erledigt. Ohne Gefühl, ohne Leidenschaft, und ich schauderte vor dieser Kälte.

»Ich habe viele Fragen«, erwiderte ich. Meine Stimme klang ein wenig rauh und kratzig. Ich konnte einfach nicht so kalt bleiben wie der kleine Magier hinter mir. Das hing wohl mit meinem Naturell zusammen. »Ich hätte gern gewußt, wieso du ausgerechnet jetzt die Seiten gewechselt hast und nicht schon früher.«

»Der Zeitpunkt erschien mir günstig.«

»Glaubst du an die Stärke des Teufels?«

»Nein.«

»Da hättest du dich auch geirrt. Asmodis hat genug Schwierigkeiten. Unter anderem auch mit den Schwarzblut-Vampiren.«

»Das ist mir bekannt. Wenn ich die Seite wechsele, heißt das nicht, daß ich ein Freund der Hölle werde. Das Gegenteil tritt ein. Ich bekämpfe die Hölle, wo immer ich kann. Ich werde den Teufel auch

weiterhin jagen. Fast hätte ich Asmodis sogar mit dieser Klinge aufgespießt, und es wäre fantastisch gewesen, ihn und dich mit einem Schlag praktisch zu töten. Das kann ich dir mit auf den Weg geben, John. Mit dem Satan werde ich keinesfalls paktieren.«

»Wen hast du dir dann ausgesucht?« Allmählich merkte ich, wie sich der Schweiß auf meinem Körper ausbreitete. Es war der Angstschweiß, wie ich sehr wohl wußte.

»Mandraka!«

Ich lachte leise. »Dieser Vampir?«

»Ja, ich kenne ihn.«

»Woher?«

»Vor mehr als 10.000 Jahren war er mir schon bekannt. Er stammt aus Atlantis.«

Nun wußte ich Bescheid. Deshalb hatte Mandraka mein Kreuz, das christliche Symbol, nicht gefürchtet. Aus Atlantis kamen diese Dämonen. Ich hätte es mir eigentlich denken können. Der längst versunkene Kontinent rückte scheibchenweise immer mehr in den Vordergrund. Seine Überraschungen waren kaum zu fassen. Er entließ immer wieder neue Gefahren, die sich auf der Welt ausbreiteten.

»Was willst du gerade bei ihnen?« fragte ich den kleinen Magier hinter mir.

»Sie werden mich gern aufnehmen. Früher waren wir Feinde. Da wollten sie mein Blut, doch ich hatte meine schwarzen Vampire. Sie schlugen die anderen zurück. So gelang es Mandraka nicht, an den Saft zu gelangen, der mein Existenz bestimmte. Nun aber interessiert sie mein Blut nicht mehr. Ich bin kein Schwarzmagier, aber als Helfer bin ich ihnen stets willkommen.«

Ich startete zu einem letzten Versuch. »Du hast es gesagt, Myxin, du bist kein Schwarzmagier. Und du wirst dich bei deinen ehemaligen Freunden und Verbündeten nicht mehr wohlfühlen. Du gehörst nur zu uns, auf unsere Seite. Hast du das nicht begriffen?«

»Doch.«

»Dann handle danach.«

»Ich habe mich entschieden, John Sinclair!« flüsterte der kleine Magier. »Ich habe es…«

»Meine Güte, weshalb…«

»Keinen Laut mehr!«

Ich schwieg. Myxins Stimme hatte sich verändert. Sie war hart und kalt geworden. Aus den letzten drei Worten hörte ich, daß er praktisch alles vergessen hatte, was uns früher einmal zusammengehalten hatte. Er wollte nicht mehr. Aus Freunden waren Todfeinde geworden.

Meine Gedanken konzentrierten sich jetzt nur auf eine Sache. Wie kam ich am besten aus dieser Klemme wieder heraus? Wahrscheinlich gar nicht. Wenn ich mich plötzlich nach vorn warf, würde Myxin

wahrscheinlich nicht meinen Nacken treffen, dafür lag dann mein Rücken frei vor ihm. Dort konnte er das Schwert hineinbohren.

Wie ich es auch drehte und wendete, es sah einfach schlecht aus.

Ich war immer der Verlierer.

»Du kennst das Schwert«, sagte Myxin. »Du weißt, wie scharf die Klinge ist. Ich kann dir mit einem Hieb den Kopf vom Rumpf trennen und brauche nicht einmal Gewalt einzusetzen. Wir waren lange zusammen, John, sogar sehr lange. Bei anderen Gegnern hätte ich schon längst zugeschlagen. Deshalb habe ich dir die Chance gegeben, mit mir zu reden. Die Zeit ist nun verstrichen. Nicht vom Satan, nicht von einem der Großen Alten und auch nicht von einem Mitglied der Mordliga wirst du getötet, sondern durch mich…«

»Aber… ich meine …« Verflixt, mir fehlten die Worte. Plötzlich war meine Kehle zu. Erst jetzt begriff ich die gesamte Tragweite dieses Vorgangs. Myxin war einfach nicht zu überzeugen, er hatte sich entschlossen und würde mich töten.

»Bring mir den Kopf von Asmodina«, sagte er. »Erinnerst du dich noch daran, John Sinclair?«

»Ja. Dr. Tod brachte ihn.«

»Genau, mein Lieber, Dr. Tod. Ich aber bringe den Kopf von John Sinclair!«

»Myxin wir…«

Er fiel mir ins Wort. »Stirb, Geisterjäger!« schrie er, die Klinge zuckte für einen Moment von meinem Hals zurück, dann schlug er zu…

***

Edda Kiss wartete auf dem Friedhof. Sie ganz allein in einer schaurigen, unheimlichen Umgebung.

Hin und wieder warf sie einen Blick auf das alte Haus, in dem sie wohnte. Was dort geschah, konnte sie nicht sehen, dazu war es einfach zu dunkel, aber sie hörte die Geräusche. Manchmal drangen dünn die Schreie an ihre Ohren, dann zuckte sie jedesmal zusammen, und über ihren Körper lief eine Gänsehaut.

Dort mußten Kämpfe toben, und sie glaubte nicht mehr daran, daß ihr Retter gegen diese sechs Blutsauger gewinnen konnte. Sie waren einfach zu stark.

Manchmal fuhr ein Windstoß herbei, glitt über den alten Totenacker und bewegte die Zweige der kahlen Büsche. Sie kamen Edda vor wie magere, unheimliche Gestalten, die ihr mit ihren nackten Armen zuwinken wollten. Obwohl Edda in dieser Gegend aufgewachsen war, hatte sie noch nie diese Unheimlichkeit so gespürt wie in diesen Augenblicken. Noch jetzt dachte sie mit Schrecken daran, wie die Vampire plötzlich aufgetaucht waren. Eine alte Legende war zur Tatsache geworden. Vater und Mutter hatten ihr immer von den

schrecklichen Geschichten einer kaum faßbaren und begreifbaren Zeit berichtet. Sie waren nun zu einer blutigen Wahrheit geworden.

Wo die Vampire gelauert hatten, wußte sie nicht, aber sie dachte nach, und dabei blieb sie nicht stehen.

Sie ging ein wenig zur Seite, erreichte auch den Rand der Gruft und schaute hinunter.

Das Grab war nicht sehr tief, aber ausgefüllt mit einer unheimlichen Dunkelheit.

Man hatte sie hineingestoßen, und sie hatte es nicht gewagt, sich sehr weit vom Einstieg zu entfernen, allein weil sie Furcht vor der Finsternis besaß.

Dennoch wußte sie, daß die Gruft eine ungewöhnliche Ausdehnung besaß. Sie waren nicht sehr beengt oder begrenzt, sondern zog sich unter dem Friedhof hin.

Vielleicht zu den anderen Gräbern, wer konnte das wissen? Und dann dieser Boden. Morastig, weich, das war nicht normal, sie lebten nicht im Sumpf, es mußte wirklich eine andere Ursache haben.

Wieder schaute sie zum Haus. Edda sah auch den Weg, der zum Gebäude führte.

Er hob sich ein wenig von der Finsternis ab. Als graues Band schlängelte er sich dem Gebäude entgegen, um in der Dunkelheit zu verschwinden.

Einen Blick zum Himmel warf sie ebenfalls.

Rot war der Mond, aber er schien nicht mehr so kräftig. Seine Farbe war ein wenig verblaßt. Ein mattes Rosa füllte den Kreis aus.

Daran konnten auch Wolken die Schuld tragen, die sich vor den veränderten Himmelskörper geschoben hatten.

Dennoch, Edda wollte nicht so recht daran glauben. Noch war die Zeit der Schwarzblut-Vampire nicht vorbei.

Und sie bekam dies sehr bald bestätigt. Aus dem schwarzen Schatten nahe des Hauses lösten sich Gestalten.

Sie gingen nicht langsam, sondern bewegten sich sehr schnell.

John Sinclair konnte es nicht sein, er war heller angezogen. Wer da kam, das waren Feinde.

Vampire!

Sie kehrten zurück.

Edda Kiss wußte nicht, was sie unternehmen sollte. Sie schaute sich ein paarmal um. Ihr Blick glitt über die düsteren Gräber mit den wuchtigen, schiefen Steinen. Er streifte auch das zähe Gras, das feuchte Laub auf dem Boden und wieder die Öffnung der Gruft.

Dort wollte sie auf keinen Fall wieder hinein.

Was blieb ihr? Die Flucht.

Edda wußte gleichzeitig, daß sie in so kurzer Zeit keinen Platz finden würde, wo sie sich verstecken konnte. Die Vampire waren einfach zu

gut informiert. Sie würden die Frau überall finden, falls sie es wollten. Zudem dachte sie an ihren Retter. Wenn sie den Platz hier jetzt verließ, würde sie John im Stich lassen.

Nein, das konnte sie nicht.

Edda gelang es trotz ihrer Flucht, noch klar und nüchtern zu denken. Die Vampire waren ihr nicht unbekannt. Sie hätten sie schon längst zu einem Blutsauger umfunktionieren können. Das hatten sie nicht getan, und dafür gab es auch einen Grund.

Sie wollten ihr Blut nicht!

In den alten Geschichten hieß es immer, daß sie eine besondere Art von Vampiren wären. Blutsauger, die sich nichts aus Menschen machten. Darauf baute Edda ihre Hoffnungen.

So blieb sie stehen.

Plötzlich waren die Gestalten verschwunden. Edda wunderte sich.

Hatten sich die Blutsauger es anders überlegt und waren einen fremden Weg gegangen?

Nein, schon entdeckte sie die Gestalten wieder. Die Büsche hatten ihr zuvor die Sicht genommen.

Edda bemerkte es an den Bewegungen der Zweige, daß die Blutsauger immer näher kamen. Sie hörte auch das Raschem des Laubs, welke Blätter wurden hochgewirbelt, und dann sah sie den ersten dicht vor sich.

Edda erschrak! Den hatte sie noch nie gesehen.

Hinter einem Grabstein schob er sich in die Höhe. Eine schreckliche Gestalt, die immer größer wurde, je mehr sie ihren Körper streckte. Das Mädchen schaute in ein Gesicht, wie es ihr noch nie zuvor in ihrem Leben begegnet war.

Es schien nur aus Blut zu bestehen…

Dick und aufgequollen, als hätte man es mit Sirup übergossen, der mittlerweile eingetrocknet war. Eine schaurige Fratze, eben ein widerlicher Vampir.

Er öffnete sein Maul.

Es war ein sehr breiter Mund, den er aufklappte, etwas schimmerte weiß und spitz.

Es waren die Blutzähne!

Gewaltige Hauer, tödlich für die Opfer. Auch Edda bekam Angst.

Sie wollte nicht mehr so recht glauben, daß die Vampire nur Opfer unter ihresgleichen suchten. Dieses Wesen da machte einfach einen zu grauenvollen Eindruck auf sie.

Das Mädchen ging zurück. Ihre Züge waren erstarrt. Die Augen weit aufgerissen, die Schritte klein, und das Laub raschelte unter ihren Füßen, wenn sie hineintrat.

Der Vampir ging vor. Es war Mandraka, der sich Edda Kiss gezeigt hatte. In seiner schwarzen Kleidung verschmolz er fast völlig mit der

Dunkelheit, nur sein Gesicht leuchtete, und Edda fiel der Vergleich zu dem am Himmel stehenden roten Mond ein.

Sie schüttelte sich vor Grauen, und ihr Schrecken wurde noch schlimmer, als sie auf ihrer Schulter die Berührungen spürte.

Es waren Hände!

Kraftvoll drückten sie zu.

Edda besaß nicht die Stärke, sich gegen diesen Druck zu stemmen, und so ging sie in die Knie.

Ihr Gesicht verzerrte sich noch weiter. Die Angst wurde zur Panik.

Stimmten die Geschichten nicht, die erzählten, daß die Vampire nur das Blut ihrer Artgenossen tranken?

Dicht an ihrem linken Ohr hörte sie das Geräusch. Es war ein Fauchen, ein Schmatzen und Schlecken. Zudem nahm sie einen widerlich süßlichen Geruch wahr, der sie ebenfalls fertigmachte.

»Laß es!«

Mandraka hatte gesprochen, und er redete in einer Sprache, die sogar von Edda verstanden wurde.

Sie blieb steif stehen. Die Gänsehaut auf ihrem Körper schien zu Eis zu werden. Bisher hatten die Blutsauger gar nichts gesagt, nun aber redeten sie so, daß Edda sie verstehen konnte, und es kamen noch mehr. Fünf Schwarzblut-Vampire erschienen hinter ihrem Meister und bauten sich dort auf.

Sie standen wie eine Mauer.

Schwarz waren sie gekleidet, nur die blutigen Gesichter leuchteten schaurig.

Mandraka ging vor.

Gleichzeitig verschwand der Druck von Eddas Schulter, der Vampir hatte sie endlich losgelassen.

Zwei Schritte vor ihr blieb Mandraka stehen. Er streckte den rechten Arm aus, dessen Hand sie fast berührt hätte. Über den Handrücken hinweg schaute Mandraka das Mädchen an. Edda stellte fest, daß selbst seine Augen von roten Streifen durchzogen waren, die die Dicke feiner Härchen besaßen.

»Du hast auf unserem Boden gewohnt«, stellte Mandraka in einem Ton fest, der keinen Widerspruch duldete.

»Nein, ich…«

»Rede nicht. Es ist unser Land gewesen. Es gehört uns seit ewigen Zeiten. Ihr Menschen wolltet nur nicht daran glauben und habt es einfach an euch gerissen.«

»Aber wir haben schon immer hier gewohnt«, verteidigte sich Edda.

Mandraka verzog die Lippen zu einem Lächeln, wobei die Zähne weiter hervorschauten. »Was heißt schon immer?«

»Jahre…«

Der Schwarzblut-Vampir lachte. Noch nie hatte das Mädchen jemand

so lachen hören. Es war mehr ein Krächzen und Glucksen, und es drang dumpf aus seinem Maul.

»Jahre«, wiederholte er. »Was sind schon Jahre im Vergleich zu dem, was wir hinter uns haben. Atlantis hat uns geformt. Atlantis ist vergangen, wir aber blieben bestehen, und wir werden das fortsetzen, was damals in Atlantis begonnen hat. Es gibt noch zahlreiche Schwarzblütler auf dieser Welt. Wir haben uns vorgenommen, sie zu suchen, und wir werden sie auch finden, darauf kannst du dich verlassen. Und mit einem der Könige unter den Schwarzblütlern machen wir den Anfang. Es ist der Teufel. Seine Macht werden wir brechen.«

Das Mädchen schaute starr. Plötzlich erinnerte sich Edda daran, daß sie am Haus einen roten Schein gesehen hatte. War das der Satan gewesen? Hatte er fluchtartig dieses Gebäude verlassen, weil er den Vampiren begegnet war.

Natürlich war Edda der Teufel nicht unbekannt. Viele Sagen, Legenden und Geschichten drehten sich um ihn. Sie glaubte an Gott, doch auch der Teufel war für sie eine Figur, die existierte. Deshalb vertraute sie auch den Worten des Vampirs.

»Ihr wollt ihn jagen?« fragte sie flüsternd.

»Ja, aber nicht nur wir allein, denn wir haben Unterstützung bekommen. Ein Feind aus alten Zeiten stieß zu uns. Diesmal als Freund. Er wird ebenfalls an unserer Seite stehen. Fast hätte er es geschafft, den Satan zu erledigen, doch es ist etwas dazwischengekommen. Asmodis konnte entfliehen, wir aber holen ihn zurück.«

Edda Kiss war über die Worte des Schwarzblut-Vampirs erstaunt.

Dieses Wesen sprach offen über die Dinge, die man sich normalerweise nur hinter der vorgehaltenen Hand erzählte. Wenn sie den Teufel zurückholen wollten, dann war das für Edda trotz allem, was sie gehört hatte, nach wie vor unmöglich.

»Das schafft keiner!« hauchte sie. »Satan ist der Herrscher der Hölle. Er gehorcht keinem…«

»Doch!« behauptete Mandraka. »Es gibt einen Weg!«

»Und welchen?«

Der Schwarzblut-Vampir senkte seinen Blick. Er konnte Edda direkt ins Gesicht schauen, und in seinen Augen stand etwas, das dem Mädchen Angst machte.

»Sag es!«

»Der Teufel wird kommen, er muß kommen, wenn wir ihn zwingen. Eine große Chance haben wir. Etwas lockt ihn herbei. Es ist das Blut einer Jungfrau.«

Edda erschrak.

Mandraka bemerkte es und lachte wieder stoßweise. »Du bist doch

Jungfrau – oder?«

Edda Kiss nickte nur!

***

Das Mädchen hatte eigentlich Kopf schütteln wollen, doch es war einfach zu überrascht gewesen. So hatte Edda eben nur nicken können, und dieses Nicken entsprach der Wahrheit.

Sie war tatsächlich noch Jungfrau.

Ihr Blut für den Teufel!

Plötzlich hatte sie das Gefühl, keinen Boden mehr unter den Füßen zu haben. Das Zittern begann in den Knien und pflanzte sich weiter fort. Die Angst wurde größer, sie schnürte ihre Brust zusammen, so daß Edda Mühe hatte, Luft zu bekommen. Zudem schwindelte ihr.

Alles drehte sich vor ihren Augen, denn ihr war klar geworden, daß sie ihr eigenes Blut für den Satan abgeben sollte.

Damit wollten die Vampire in locken.

Es fiel ihr schwer, den Kopf zu heben, und Mandraka anzuschauen. Dabei sah sie das Nicken des Vampirs. Mit dieser Bewegung bestätigte er seine eigenen Worte.

Edda Kiss atmete schluckend. »Muß… muß ich dann sterben?« hauchte sie entsetzt.

»Ja. Du wirst dein Blut verlieren und keine Gelegenheit mehr haben, am Leben zu bleiben. Ein Mensch ohne Blut kann nicht mehr existieren, das weißt du.«

Deutliche Worte, die Edda Kiss gehört und auch begriffen hatte. In diesen Augenblicken, als sie die volle Wahrheit erfahren hatte, kam sie sich so schrecklich allein und einsam vor. Sie hatte den Kopf gesenkt, wollte weinen, aber sie brachte es nicht fertig, ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Etwas schnürte ihr die Kehle zu.

Mandraka gab mit einer Handbewegung seinen Helfern zu verstehen, was er wollte. Zwei lösten sich hinter ihm und traten auf das Mädchen zu.

Der Vampir hinter Edda griff zur gleichen Zeit an.

Sie fühlte die Berührungen der sechs Hände auf ihrem Körper und zuckte so heftig zusammen, als hätte man sie aus einem tiefen Traum brutal herausgerissen.

Als sie den Kopf hob, schaute sie in die blutigen Fratzen der Vampire. Jetzt war es vorbei.

Aber ihr Wille erwachte. Die Berührungen der kalten Klauen hatten so etwas wie eine Initialzündung in ihr ausgelöst. Sie ließ sich zusammensacken, täuschte die Blutsauger damit und schnellte im nächsten Moment hoch, wobei sie beide Arme in die Höhe schleuderte, sie ausbreitete und die Hände spreizte.

Mit allen zehn Fingern fuhr sie in die Gesichter der Blutsauger.

Die Kuppen stießen hinein. Für einen Moment hatte Edda das Gefühl, in Pudding zu fassen, dann riß sie die Finger nach unten spürte dieses sirupartige Zeug an ihren Händen und merkte auch, daß sie Fetzen aus den Gesichtern gerissen hatte, die nach unten fielen.

Das alles ging sehr schnell, und selbst die Schwarzblut-Vampire waren von dieser Attacke überrascht worden.

Edda kam durch.

Sie wunderte sich selbst, woher sie die Kräfte nahm, um ihre Gegner zur Seite zu stoßen.

Beide Vampire flogen weg wie Puppen.

Dann war sie durch.

Edda Kiss besaß einen jungen, geschmeidigen und elastischen Körper. Sie konnte in diesen Augenblicken auf nichts und niemand Rücksicht nehmen, denn es ging um ihr eigenes Leben, das sie retten mußte. Es war weit bis zum nächsten Dorf. Diese Strecke würde sie schnell laufend nie durchhalten, aber sie kannte den Weg gut genug, und sie wußte auch, wo sie sich verstecken konnte.

Zunächst mußte sie den Friedhof hinter sich lassen, was nicht einfach war, denn auf einem weichen, laubbedeckten Boden läßt sich eben schlecht laufen.

Bei jedem Schritt sanken ihre Füße ein, sie federte nicht, sondern mußte stampfend rennen. Ihre Füße schleuderten das nasse, faulige Laub in die Höhe.

Grabsteine wuchsen plötzlich vor ihr auf, wobei sie sich stets im letzten Moment drehte, um an ihnen vorbeizuhuschen.

Trotz der Schrittgeräusche vernahm sie in ihrem Rücken die heiseren Laute.

Mandraka hatte sie ausgestoßen, denn er feuerte seine Vampirdiener heftig an.

Sie fächerten auseinander.

Schwarze, unheimliche Gestalten, die den Friedhof ebenfalls gut kannten, bildeten einen gewaltigen Halbkreis, um das flüchtende Mädchen in die Zange zu nehmen.

Und Edda hetzte weiter.

Mehrere dicht nebeneinanderstehende Büsche kamen ihr wie eine Wand vor, und sie konnte nicht mehr stoppen.

Edda brach hindurch.

Für einen Moment hatte sie das Gefühl, als wollten die Zweige sie zuerst stoppen und dann zurückwerfen. Sie peitschten auch gegen ihren Körper, kratzten, hieben und verhakten sich in ihrer Kleidung.

Der Schwung ihrer ersten Flucht wurde gebremst, aber nicht gestoppt. Edda kam trotzdem durch.

Aber die Blutsauger holten auf.

Das Mädchen hörte ihre Schritte. Sie klangen lauter, als zu Beginn

ihrer Flucht. Zudem verringerte sich die Distanz immer mehr. Einmal warf sie einen Blick über die Schulter.

Er war schon da.

Von rechts kam er. Ein heftiger Sprung brachte ihn in Eddas Laufrichtung. Ausweichen konnte sie nicht mehr. Der Körper wuchtete zwar nicht mit voller Kraft gegen sie, doch der Zusammenprall reichte aus, um Edda taumeln zu lassen.

Sie kam aus dem Rhythmus, war nahe daran, das Gleichgewicht zu verlieren, torkelte zur Seite und sah den Angreifer fallen. Vor Wut und Angst drosch sie mit beiden Fäusten auf ihn ein und traf seinen harten Körper, als er sich noch in der Bewegung befand. Eine seiner Hände hatte sich im Saum ihres Kleides verhakt und wollte einfach nicht loslassen.

Edda zog. Sie hörte das Reißen des Stoffs und bekam einen Schub, als sie nach hinten taumelte, denn durch den Druck konnte der Vampir den Stoff nicht mehr halten. Nur ein Fetzen hing noch zwischen seinen Fingern.

Edda atmete auf.

Im nächsten Moment schrie sie. Plötzlich war der zweite da, und der umschlang sie mit seinen bärenstarken Armen.

Edda Kiss hatte den Mund weit aufgerissen, ihr Kopf lag im Nacken, und die gellenden Schreie verließen ihren Mund abgehackt und schrill.

Sie schüttelte sich und spürte den harten Hieb, der gegen ihren Mund prallte und die Lippen aufriß. Sofort schmeckte sie Blut auf der Zunge und schluckte es auch herunter. Dennoch gab sie sich nicht geschlagen. Der Vampir, der sie verfolgt hatte und nun vor ihr stand, bekam dies zu spüren.

Ihre hochgerissenen Füße trafen stoßweise seinen Leib. Der Unhold stand wie eine Eiche. Er steckte die Treffer weg, ohne umzufallen. Er ging sogar selbst zum Angriff über.

Es gelang ihm, die Füße des Mädchens zu packen. An den Knöcheln hielt er die Beine fest, und diesen Griff konnte Edda Kiss nicht sprengen. Sie gab ihren Widerstand auf.

Der Vampir, der ihren Oberkörper umschlungen hielt, schleuderte sie herum und drosch sie zu Boden. Zum Glück war die Erde weich, dennoch spürte sie den Aufprall und auch das Knie, das sich in ihren Rücken drückte.

»Wir wollen dein Blut!« vernahm sie die zischende Stimme. »Und wir werden es bekommen…«

Sie schluchzte. Mit dem Gesicht wurde sie zu Boden gepreßt. Ihre Lippen bekamen feuchtes Laub, Gras und Erde zu schmecken. Die Dinge knirschten zwischen ihren Zähnen. Edda hatte einen Punkt erreicht, wo ihr alles egal war. Sie war froh, überhaupt atmen zu

können, und dazu mußte sie noch den Kopf zur Seite drehen.
Sekunden vergingen. Der Vampir rührte sich nicht. Er hob auch nicht sein Knie an, sondern wartete. Urplötzlich riß er Edda dann auf die Beine.
Das Mädchen konnte sich kaum halten. Die Beine knickten weg, und die Blutsauger mußten sie festhalten. Einer faßte sie an die rechte, der andere an die linke Hand.
So schleiften sie Edda den Weg zurück, den sie gerannt war. Diesmal dauerte es wesentlich länger, und Mandraka wartete schon. Er stand neben der offenen Gruft, hatte die Arme in die Hüften gestützt und sein Gesicht zu einem siegessicheren Grinsen verzogen.
Dabei schüttelte er den Kopf. »Keine Chance«, sagte er. »Überhaupt nicht. Wir brauchen dein Blut, weil wir den Teufel…«
»Neinnnn!« brüllte Edda. »Ich will leben! Ich will mein Blut nicht hergeben.« Sie war wie von Sinnen, schüttelte den Kopf und blieb weiterhin in der Schräglage.
Mandraka kümmerte sich nicht um ihr Schreien. »Was in Atlantis Bestand gehabt hat, das überdauert auch die Zeiten und besitzt heute ebenfalls seine Gültigkeit.«
Edda hörte die Sätze nicht. Sie bekam nur mit, daß man sie zur Seite drückte, so daß sie jetzt in die Öffnung der düsteren Gruft schauen konnte.
Wollte man sie da wieder hineinstoßen?
Es gab nur die Möglichkeit, und die Vampire zögerten auch nicht mehr länger.
Sie gingen zwei Schritte näher schaukelten sie vor und zurück, bevor sie Edda losließen.
Plötzlich schwebte das Mädchen in der Luft. Die viereckige Öffnung kam immer näher – und verschlang sie.
Mit einem dumpfen Laut klatschte Edda auf den feuchten morastigen Boden…

***

Kara wollte und konnte nicht mehr. Sie lag apathisch auf der Couch, und als Suko das Thema noch einmal angeschnitten hatte, schüttelte Kara nur den Kopf.
Sie war fertig…
Verständlich, denn die Beschwörung und das Herstellen einer Verbindung zu dem Schwert mit der goldenen Klinge hatte sie ausgebrannt.
War der Inspektor in brenzligen Situationen oftmals die Ruhe selbst, so konnte er in diesem Fall nicht so still sitzen wie Shao, seine Partnerin.
Er ging im Zimmer auf und ab. Dabei hatte er seine Hände geballt,

das Gesicht starr wie eine Maske, und Shao, die ihren Partner gut kannte, wußte genau, was in seinem Innern vorging. Ein Sturm von Gefühlen durchtobte ihn. Suko war ein Mensch, der einfach nicht untätig sein konnte. Er mußte immer etwas tun, vor allen Dingen dann, wenn er um eine Gefahr wußte und selbst nicht eingreifen konnte.

So etwas ging ihm an die Substanz.

Deshalb auch seine Wanderung im Zimmer. Einmal bis zur Tür, dann wieder zurück, und dies wiederholte er öfter, begleitet von den Blicken der dunkelhaarigen Chinesin, die sich eine lange Strähne aus dem Gesicht strich und Suko ansprach.

»Setz dich doch hin, es hat keinen Sinn.«

Er winkte barsch ab und blieb stehen. »Ich kann nicht untätig herumsitzen.«

»Das verstehe ich. Aber was bringt es uns, wenn du hier wie ein Tiger im Käfig herumrennst?«

»Nichts.«

»Na bitte.«

»Dennoch ist es besser, als nur zu sitzen und gar nichts zu tun. Sich nicht einmal zu bewegen.«

»Suko, bitte.«

Der Inspektor lächelte knapp, hob die Schultern und ließ sich in den nächsten Sessel fallen. Er stützte seine Ellenbogen auf die Knie und vergrub das Gesicht in beide Hände.

Kara regte sich. Auch sie hatte die Unruhe des Chinesen mitbekommen. Nun richtete sie sich auf, öffnete den Mund und sagte leise: »Es tut mir leid, daß ich euch nicht helfen kann.«

»Ist ja nicht deine Schuld«, sagte Suko.

»Ich fühle mich aber so.«

»Unsinn.« Suko ließ die Hände sinken. »Du hast doch getan, was du konntest. Wir wissen wenigstens, daß John noch lebt, und wir wissen auch, wo er sich aufhält.«

»Aber wir können nicht hin.«

»Wenigstens nicht so schnell«, berichtete Suko, bevor er tief durchatmete.

»Wenn ich das Schwert hätte, wäre vieles anders gelaufen«, murmelte Kara. »Er hat mich einfach überrascht. Nie hätte ich damit gerechnet, daß er mich angreift. Wie man sich so täuschen kann, begreife ich noch immer nicht.«

»Ja, das ist auch mir ein Rätsel«, gab der Chinese zu. »Aber was soll man da machen?«

»Ich hoffe ja immer noch, daß Myxin vernünftig wird«, sagte Shao.

»Das muß ihm doch sein Verstand sagen. Er wird nicht mehr so aufgenommen, wie er es sich denkt. Glaubt ihr denn, daß die

Schwarzblütler vergessen haben, welche Niederlage sie Myxin verdanken? Ich denke da nur an den Schwarzen Tod…«

»Gegen den Teufel will er ja kämpfen«, sagte Kara.

»Ja, und sich dabei mit dem Beelzebub verbünden.«

»So ähnlich.«

»Das klappt nie«, stimmte auch Suko zu. Er blickte Kara an. »Du kennst doch die Schwarzblut-Vampire. Würden sie Myxin in ihre Gemeinschaft aufnehmen?«

»Ich kenne sie leider nicht«, stellte Kara richtig. »Ich habe nur von ihnen gehört, aber nie selbst mit diesen Bestien Kontakt gehabt.«

»Trotzdem, ich…«

»Nicht jetzt!« Scharf hatte Kara die beiden Worte ausgestoßen.

Suko und Shao waren sofort ruhig.

Beide drehten ihre Köpfe, richteten ihre Blicke auf die Schöne aus dem Totenreich, die in einer gespannten Haltung saß und beide Arme halb erhoben hatte.

Irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Angespannt war ihr Gesicht.

Nur die Lippen zuckten, als wollte sie Worte formen, die jedoch nicht hörbar aus ihrem Mund drangen.

Da war etwas geschehen.

»Kara…« Suko sprach den Namen leise aus, bekam keine Reaktion. Die Schöne aus dem Totenreich schien nur körperlich anwesend zu sein, während ihr gesamtes Ich auf Wanderschaft gegangen war.

Antwort bekamen sie dennoch. Kara nickte plötzlich, öffnete den Mund weiter und flüsterte die nächsten Worte.

»Das Schwert!« hauchte sie. »Ich… ich sehe es. Das Schwert befindet sich …« Sie stockte.

»Wo?« fragte Suko. Dafür erhielt er von Shao einen Stoß in die Seite. Die Chinesin wollte nicht, daß Kara jetzt, in diesen wichtigen Augenblicken, gestört wurde.

»Myxin!« fuhr Kara flüsternd fort. »Er besitzt die Waffe. Er… er hat sie fest.« Sie schluckte, atmete pfeifend, und ihre Augen weiteten sich. In ihren Pupillen malte sich deutlich der Schrecken ab, den sie empfand. Kara sah etwas, das Suko und Shao verborgen war und in einer unerreichbaren Ferne geschah.

Sie störten Kara jetzt nicht. Sie mußten sich noch stärker konzentrieren, denn sie schaffte es nicht, sich zu artikulieren und zu sagen, was sie genau sah.

Ihr Körper ruckte vor. Zweimal, dann wieder zurück, und das Gesicht wurde so blaß, daß die Haut schon beinahe durchscheinend wirkte. Suko bekam Angst um Kara. Er fürchtete, daß sie sich nach der ersten Beschwörung zuviel vorgenommen hatte und hielt sich nicht mehr zurück.

»Kara, bitte, was ist geschehen?«

»Myxin hat das Schwert…«
»Das wissen wir doch. Und?«
»Er will töten. Er will…«
»Mein Gott!« hauchte Shao, die schon ahnte, was auf sie zukommen würde.
»Wen will er töten?« fragte Suko laut.
Karas Gesicht verzerrte sich. »Ich… ich habe Verbindung … das Schwert es darf nicht …«
»Was will Myxin?« schrie Suko.
»Töten!« Kara brüllte das Wort. »Er will John Sinclair töten!«

***

Myxins Einstellung und auch sein schreckliches Vorhaben hatten mich so stark geschockt, daß ich zu keiner Reaktion mehr fähig war.
Vielleicht hätte ich mich noch nach vorn geworfen, ich war einfach nicht in der Lage. Die Enttäuschung hatte mich gelähmt.
Und die Klinge pfiff durch die Luft.
Jetzt hätte sie mich packen müssen. Am Hals, den Kopf vom Rumpf trennen, den letzten Schmerz im Leben spüren, bevor es endgültig mit mir vorbei war.
Es geschah nicht.
Eine Sekunde höchstens war vergangen, und ich vernahm einen fürchterlichen Schrei der Wut und Enttäuschung. Kein Mensch konnte ihn ausgestoßen haben, denn Myxin konnte man trotz allem nicht als solchen bezeichnen. Aus meinem rechten Augenwinkel bekam ich die Bewegung mit, sah den Magier taumeln und hörte ihn schreien.
Das Schwert hatte er nicht fallen gelassen. Er hielt es weiterhin in seiner rechten Hand, aber die Klinge schlug nicht in die Richtung, in die sie eigentlich hätte schlagen sollen. Obwohl Myxin sich bemühte, wurde sie von ihm weggedrängt, und die Kraft war so groß, daß sie sogar den kleinen Magier mitriß, der durch das Zimmer torkelte und auf die Tür zutaumelte.
Kurz davor gelang es ihm, sich zu fangen.
Ich war natürlich nicht sitzen geblieben, sondern in die Höhe gesprungen. Hätte ich jetzt in einen Spiegel schauen können, ich glaube, mein Gesicht wäre mit einem Fragezeichen zu vergleichen gewesen, so wenig begriff ich von den Vorgängen. Wie konnte es möglich sein, daß die Klinge dem kleinen Magier nicht gehorchte?
Ich bekam eine Antwort. Myxin gab sie mir, und er preßte sie zwischen den Lippen hervor. »Kara, verflucht…«
Sie also!
Obwohl sich die Schöne aus dem Totenreich nicht einmal in der Nähe befand, mußte sie dank ihrer Kräfte aus der Ferne eingegriffen haben und hatte mir somit das Leben gerettet. Zum zweitenmal hatte

mich die goldene Klinge des Schwerts nicht getötet. Einmal hatte mich Kara köpfen wollen, das jedoch war schon eine Weile her und hatte sich auf einem Schiff abgespielt.[1]

Wieder war es nicht gelungen, dennoch konnte ich mir nicht vorstellen, daß Myxin aufgeben würde. Er hatte die Brücken zu seinem bisherigen Leben abgebrochen und wollte mich als Einstieg in sein altes, dämonisches Leben opfern.

Im ersten Anlauf hatte er es nicht geschafft. Würde er jetzt den zweiten versuchen?

Geduckt stand er vor mir. Sein Gesichtsausdruck bereitete mir Angst. So hatte ich ihn in den letzten Jahren nicht gesehen. Da sprühte Haß in den Augen, da hatte er den Mund verzogen und hielt das Schwert so, daß die Spitze schräg auf mich wies.

»Leg es weg!« befahl ich Myxin.

Er schüttelte den Kopf. »Nein!« gab er hart und kalt zurück. »Das werde ich nicht tun.«

Ich atmete durch die Nase. Welche Waffe stand mir zur Verfügung? Nur der Dolch. Damit gegen ein Schwert anzukämpfen, war aussichtslos.

Dennoch gab ich nicht auf. Ich zog den Dolch, damit Myxin sah, daß es mir ernst war.

Er lachte. »Mit diesem Zahnstocher willst du gegen mich antreten, John?« höhnte er.

»Du siehst es!«

Dann griff er an. Nicht mit dem Schwert, sondern mit einer konzentrierten Magie, die er mir entgegenschleuderte. Es waren Strahlen, Funken, die sich zu einem Netz vereinigten, das mich umfangen hätte, wenn nicht mein Kreuz gewesen wäre.

Es reagierte.

Ich spürte es nicht, ich sah den hellen Silberschein nur, der mich wie ein Käfig umgab. Er absorbierte den starken magischen Ansturm und glich ihn praktisch aus.

Ich war frei!

Der Kampf ging weiter. Myxin setzte seine großen Kräfte ein. Er beherrschte die Telekinese. Kraft seiner Gedanken hob er den Stuhl an und schleuderte ihn mir entgegen.

Das Sitzmöbel flog von der Seite her auf mich zu. So schnell kam ich nicht weg, riß meine Arme noch als Deckung hoch, dann krachte der Stuhl dagegen und riß mich zur Seite.

Myxin lachte.

Er sah sich auf der Siegerstraße und teleportierte sich selbst an eine andere Stelle. Auch diese Begabung besaß der kleine Magier. Er war sehr nahe, lachte auf und hatte sein Schwert erhoben, das ihm diesmal gehorchte.

Es war zu spät für mich, den Dolch zu schleudern, besser klappte es mit dem Stuhl, der Myxin nun zum Verhängnis wurde.
Als er zuschlug, schleuderte ich ihm das Möbelstück in den Schlag hinein.
Das Holz knirschte. Von einem Schlag wurden zwei Beine abgetrennt, und die Fragmente wirbelten davon, wobei ich ihnen nachhechtete, auf den Boden prallte und mich sofort herumwarf.
Ich hätte jetzt meinen Dolch schleudern sollen. Es war nicht möglich, weil ich mich selbst hätte überwinden müssen, und ich brachte es einfach nicht fertig, die geweihte Waffe auf einen Freund, so sah ich Myxin noch immer, zu werfen.
Deshalb zuckte meine Hand auch zurück.
Der Magier sah es anders. Er legte diese Reaktion als Schwäche aus und griff mich an.
Diesmal kam er normal. Er setzte weder Telekinese noch Teleportation ein, dafür hielt er den Griff der Waffe mit beiden Händen und führte gefährliche Kreuzschläge durch.
Ich wich hastig zurück, duckte mich, tauchte weg und sah zu, daß Myxin ins Leere schlug.
Das Pfeifen der Klinge vernahm ich. Ein Beweis dafür wie nahe das Schwert an mir vorbeiwischte. Doch Myxin wollte mehr. Jetzt stach er zu.
Ich war schneller.
In Brusthöhe huschte die Klinge wie ein goldener Reflex an mir vorbei und zielte genau in das Rechteck hinein, wo sich einmal die Tür befunden hatte.
Myxin konnte sich selbst nicht mehr halten. Er glitt an mir vorbei und verschwand ebenfalls über die Türschwelle. Ich drehte mich dabei, streckte meine Hand aus und hieb mit der Kante zu. Dabei hatte ich Glück, daß ich Myxin noch im Nacken traf, und mein Hieb mit dafür sorgte, daß er zu Boden krachte.
Er schlug irgendwo gegen, denn ich vernahm einen dumpfen Aufprall. Mich hielt nichts mehr in dieser Bude. Mit einem Satz sprang ich über die Schwelle, und diesmal hielt ich den Dolch wurfbereit, doch Myxin hatte sich bereits aus dem Staub gemacht.
Wieder durch Telekinese. Sehen konnte ich ihn nicht. Er war im Dunkel des Hauses verschwunden, aber ich vernahm sein Lachen.
Es schallte mir nicht direkt entgegen, sondern klang von oben her auf mich herab.
Er mußte sich also über mir befinden. Ich erinnerte mich daran, eine alte Treppe gesehen zu haben. Wahrscheinlich hielt er sich dort auf und wartete auf mich.
Da Licht aus dem offenen Türrechteck fiel, ging ich sicherheitshalber zur Seite, weil ich kein Ziel bieten wollte. Im Dunkel einer schattigen

Wand verschwand ich.
Da wartete ich.
Myxin war mir überlegen. Während ich mich auf meine zwei Beine verlassen mußte, konnte er schweben, beherrschte Kräfte, von denen ich nur träumte und würde kaum zu packen sein.
Dieses Haus konnte für mich zu einer tödlichen Falle werden. Kalt rieselte es meinen Rücken hinab. Es war auch die Kälte der Enttäuschung, die mich gepackt hielt. Wenn ich näher über mein Leben nachdachte und wäre dabei noch Pessimist gewesen, hätte ich verzweifeln können. Wir bekamen Nackenschläge en masse. Zu Beginn meiner Laufbahn war alles noch ziemlich klar und leicht gewesen.
Natürlich hatte ich meine Mühe und Not mit den Gegnern gehabt, aber sie waren zu schaffen, was ich immer wieder bewiesen hatte.
Mit den Jahren wurden die Schwarzblütler schlauer. Sie griffen zu Methoden, auf die ich mich erst einstellen mußte. Kräfte kamen ins Spiel, von deren Existenz ich zuvor nicht einmal etwas geahnt hatte.
Mythen und Legenden wurden Wirklichkeit. Ich konnte einen Blick in die japanische Mythologie werfen, bekam es mit ihr und ihren Alptraumgestalten zu tun, wurde mit der Hölle konfrontiert und lernte andere Dimensionen kennen. Zusammen mit meinen Freunden errangen wir Siege und ernteten auch böse Niederlagen.
Nadine Berger, Jane Collins…
Und jetzt Myxin!
Mit ihm hätte ich am allerwenigsten gerechnet. Meine Güte, was hatte der die Schwarzblütler verfolgt. Gnadenlos hatte er sich auf die Fährten seiner ehemaligen Freunde gesetzt und mir sogar geholfen, den Schwarzen Tod zu vernichten. Gegen die Hölle kämpfte er noch jetzt, aber dann hatte das Schicksal das Buch Atlantis aufgeschlagen. War damit Myxins Veränderung in die Wege geleitet worden?
Zu Beginn nicht, doch dieser Komplex hatte sich ausgebreitet, und er besaß noch einen weiteren Namen.
Die Großen Alten!
Sie waren dabei, zurückzukehren, und einer unter ihnen war besonders stark.
Arkonada!
Er hatte es tatsächlich geschafft, das Refugium des Myxin, die Flammenden Steine, zu zerstören. Von diesem Tag an mußte Myxin ein anderer geworden sein. Da hatte er eingesehen, daß er seine Vergangenheit nicht wie eine alte Haut abstreifen konnte. Sie holte ihn ein, und Myxin erkannte, wie stark die alten Kräfte einer längst versunkenen Epoche doch waren. Er hatte den Willen gehabt, sich ihnen entgegenzustellen, doch die Kraft war ihm genommen worden, trotz Kara, der Schönen aus dem Totenreich, die sich tapfer an seiner Seite hielt.

Der kleine Magier war umgeschwenkt!

Ich fühlte ein Kratzen im Hals, das sich zu einem dicken Kloß veränderte.

Verdammt, alter Junge, sagte ich mir. Werde nur nicht sentimental. Das Leben ist verflucht hart. Nimm es, wie es kommt. Ich spürte die Haut auf meinem Rücken, denn ich konnte nicht einfach so Schluß machen. Da mußte es noch etwas geben wie Freundschaft.

Ich brauchte nur an unsere Gegner zu denken. Für sie war das Wort Freundschaft der blanke Hohn, und sie versuchten alles, um diese Bande zu zerstören.

Schritte rissen mich aus meinen Gedanken. Ich hatte mich ein wenig gehenlassen, was ja völlig menschlich war, nun aber wischte ich über meine Augen und gab acht.

Die Schritte hatte ich abermals über mir gehört. Auf der Treppe waren sie zu hören, und sie wurden lauter, je länger ich dastand und den Echos lauschte.

Kam Myxin zurück, um eine Entscheidung zu erzwingen? Ich schaute in die Richtung und starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Dunkel, ohne jedoch etwas erkennen zu können.

Die Schritte verstummten.

Ich hatte sehr genau hingehört und war mir sicher, daß Myxin nicht bis ans Ende der Treppe gelaufen war. Er mußte meiner Ansicht nach auf halber Höhe stehen.

Noch wußte ich nicht, was ich unternehmen sollte. Myxin war mir in vielen Belangen überlegen, und ich dachte auch an die Schwarzblut-Vampire, die irgendwo lauerten.

Zu ihren Freunden konnte ich mich bestimmt nicht zählen, und dieser Mandraka, ihr Anführer, wollte das Blut des Satans. Stellte sich die Frage, ob sich der Teufel zurückgezogen hatte oder nach wie vor mit im Spiel war.

Das blieb abzuwarten.

Wieder vernahm ich Schritte. Sie wurden nach Sekunden lauter, polterten auch nicht mehr so dumpf, sondern knirschten jetzt mehr.

Für mich ein Beweis, daß die Person die Treppe hinter sich gelassen hatte und durch den Flur schritt.

Wo wollte sie hin?

Noch traute ich mich nicht, meine kleine Lampe anzuknipsen. Ich wollte den Versuch erst wagen, wenn die Person dicht vor mir stand.

So wartete ich.

Ein Irrtum.

Die Schritte verklangen. Unregelmäßig hörten sie sich nach wie vor an, und plötzlich knarrte etwas, dann war überhaupt nichts mehr zu vernehmen. Eine seltsame Stille hüllte mich ein.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Jemand hatte mich reingelegt.

Wer, zum Teufel, schlich außer Myxin denn noch in diesem Bau herum? Eine Antwort würde ich wohl kaum bekommen. Freiwillig nicht. Also mußte ich selbst etwas unternehmen.

Diesmal wagte ich den Versuch, knipste die Lampe an und sah, wie der dünne Strahl einen hellen Streifen in die Finsternis schnitt, wobei sein Ende auf das nur stückweise vorhandene Geländer einer Treppe fiel.

Ich huschte hin.

Ja, da waren deutlich Fußabdrücke zu sehen. Nur nicht die des kleinen Magiers. Diese Abdrücke gehörten zu wesentlich größeren Schuhen, und sie führten von oben her in die Tiefe. Verhört hatte ich mich also nicht.

Ich warf einen langen Blick die Treppe hoch, wobei er dem schmalen Lichtstrahl folgte. Ein paarmal bewegte ich meine Hand von rechts nach links, um die Stufen abzuleuchten und sah sie leer.

Hatte sich Myxin im Keller verborgen, und steckte der andere vielleicht auch dort?

Wenn ja, würden mir beide wohl kaum weglaufen. Ich wollte erst einmal wissen, was es in der ersten Etage des Hauses gegeben hatte.

Deshalb ging ich die Treppe hoch.

Dabei hielt ich mich ziemlich am Rand der Stufen, zudem in Wandnähe, und ich merkte schon, daß sich die Stufen unter meinem Gewicht leicht bogen, aber nicht zusammenbrachen.

Unangefochten erreichte ich die erste Etage, wo es sofort kühler wurde, denn durch ein Loch in der Wand pfiff der Wind.

Die Öffnung war groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen. Ich schaute ebenfalls und blickte auf den alten Friedhof, wo die krummen Grabsteine standen und die Büsche wie unheimliche Schattenwesen wirkten.

Zwar bewegte der Nachtwind die Zweige der Sträucher, einen der Schwarzblut-Vampire sah ich nicht.

Und auch nicht Edda Kiss!

Das war das große Problem. Und natürlich meine große Sorge. Ich wußte nicht, was mit ihr geschehen war. Eigentlich drohte ihr von den Schwarzblut-Vampiren keine direkte Gefahr, aber wer kannte sich bei diesen Bestien schon aus?

Ich jedenfalls nicht, und ihr Anführer, Mandraka, hatte mir ausgesehen, als wäre mit ihm nicht zu spaßen.

Von Myxin sah ich keinen Zipfel seines Mantels, wobei ich darüber nachdachte, ob er nicht doch im Keller steckte.

Und wer war die zweite Person mit den großen Füßen?

Ich war so in meinen Gedanken versunken, daß ich das Pfeifen fast zu spät vernahm.

Plötzlich war es da, und im nächsten Augenblick zuckte ich zurück,

als etwas Goldenes an meinem Gesicht vorbeihuschte.
Das Schwert!
Myxin hatte es geschleudert, er dirigierte es allein durch seine Willenskraft, und als ich jetzt nach unten auf den Friedhof schaute, da entdeckte ich ihn auch.
Der kleine Magier stand zwischen den alten Grabsteinen!
Normalerweise wäre es kaum zu sehen gewesen, doch die Schwertklinge gab ein goldenes Leuchten ab, das auch Myxin erfaßte, so daß er einigermaßen gut zu sehen war.
»Ich kriege dich!« drohte er und schwang seinen Arm mit der Schwertklinge. »Warte es nur ab, Geisterjäger! Du läufst noch in meine Falle.« Er setzte ein Lachen hinterher, das ich noch nie bei ihm vernommen hatte, so schaurig hörte es sich an.
Den kleinen Magier als Feind zu haben, war keine gute Sache. Myxin hatte in den letzten Jahren viel lernen können. Er wußte, wie Menschen reagierten und konnte sich darauf einstellen. Auch mich kannte er verdammt gut. Wenn nicht sogar zu gut. Im direkten Kampf standen meine Chancen ziemlich schlecht.
Myxin zog sich zurück.
Er verschwand zwischen den Grabsteinen wie ein Geist, und auch das Leuchten der Waffe wurde von der Dunkelheit verschluckt.
Ich stand da und starrte auf einen leeren Friedhof. Weder eine Spur von Edda Kiss noch von den Vampiren. Auch sie hatten sich zurückgezogen, wobei mir unbekannt war, ob sie sich noch in der Nähe befanden, vielleicht sogar im Haus.
Da dachte ich an die seltsamen Spuren. Ich hatte sie gesehen, das stand fest, aber wer hatte sie hinterlassen? Einen Schritt ging ich zurück und geriet wieder in den Schatten der Mauer. Diese Deckung war gut. Ich konnte meine Lampe wieder anknipsen, ohne von außen gesehen zu werden.
Auch hier sah ich die Fußspuren.
Sie führten von mir weg auf die Treppe zu. Ich verfolgte sie in entgegengesetzter Richtung.
Und gelangte in ein Zimmer.
Auch dieser Raum war verfallen, muffig und zerstört. Die Spuren hielten sich in Grenzen. Ich sah die Risse und Flecken nur, wenn ich mit der Lampe über die Wände leuchtete. Zudem hatte die Decke gelitten. Auch dort waren flache Stücke herabgefallen, lagen auf dem Boden und zerknirschten, wenn ich auf sie trat. Das alles interessierte mich nicht. Es waren nur banale Äußerlichkeiten. Viel mehr zählte für mich der eigentliche Inhalt des Zimmers.
Das waren die beiden offenen Särge.
Ich stand da und staunte. Mit diesem Fund hatte ich nicht gerechnet, und so konnte ich nur den Kopf schütteln. Auch mich hatte man in

einem Sarg hertransportiert, und als ich mir diese Totenkiste anschaute, da war leicht festzustellen, daß sie auch benutzt worden waren. Sie besaßen ein Polster. Jemand hatte darauf gelegen, es war deutlich zu sehen.

Wer hatte in den Särgen gelegen?

Eine gute Frage, die ich mit der Entdeckung der Trittspuren in einen Zusammenhang brachte. Ich dachte sofort an lebende Tote, an Zombies vielleicht, und mir wurde wirklich nicht besser.

Ich leuchtete neben den links von mir stehenden Sarg. Der Strahl stach zu Boden, und ich sah Fußabdrücke. Noch relativ frisch. Demnach hatten die Personen die Totenkisten erst vor kurzem verlassen.

Ich bewegte meine rechte Hand weiter. Der Lampenstrahl folgte und erfaßte zwei helle, auf dem Boden liegende Tücher. Ich ging näher, hob die Tücher hoch, und schon wehte mir ein Geruch entgegen, den ich abscheulich fand.

Es waren Leichentücher. Wahrscheinlich hatte man die Toten darin eingewickelt.

Angeekelt ließ ich die Fetzen fallen und rieb mir die linke Hand an der Hose ab.

In diesem Haus hatte ich eigentlich nichts mehr zu suchen. Dennoch wollte ich herausfinden, wohin die seltsamen Fußspuren führten. Wenn sie von den Zombies stammten, mußten diese schließlich irgendein Ziel gehabt haben.

Ich verließ den Raum, wandte mich wieder der Treppe zu und ging die Stufen runter.

Diesmal schneller, dennoch vorsichtig, da sich die Stufen unter meinem Gewicht bogen.

Unten angekommen, blieb ich für einen Moment stehen, leuchtete in die Runde, konnte die Spuren weiter verfolgen und stellte fest, daß sie einen Bogen machten. Sie führten in einen Teil des unteren Flurs, den ich noch nicht kannte.

Falls es so etwas wie eine Rückfront des Hauses gab, mußte sie dort liegen, wo die Stufen mündeten.

Hatten die Zombies da vielleicht das Haus verlassen. Sehr schnell bekam ich die Frage beantwortet. Sie hatten es nicht, denn die Spuren endeten vor einer Tür, die mir einen verfallenen Eindruck machte.

Sie war nicht verschlossen. Ich konnte sie aufziehen, wobei sie fast aus einer Angel gekippt wäre. Als der Spalt für mich groß genug war, leuchtete ich hindurch und stellte fest, daß ich vor einer Kellertreppe stand.

Sehr steil führte sie in die Tiefe.

Natürlich, es gab kaum ein Haus ohne Keller. Auch dieses alte, windschiefe Gebäude besaß einen. Und Keller hatten schon immer

eine magische Anziehungskraft auf irgendwelche schwarzmagischen Geschöpfe besessen.

Auch auf Zombies…

Vielleicht fand ich sie dort unten, wenn ich die Treppe hinabstieg.

Vorsichtig setzte ich die ersten Schritte. Vor dieser Treppe brauchte ich mich nicht zu fürchten. Sie würde kaum zusammenbrechen, denn sie bestand aus Stein.

Nur war sie sehr schmal, und ich schaute auch auf die Wände, die nicht aus Beton, sondern aus dicken, feuchten Quadersteinen aufgetürmt worden waren.

Ein Keller wie im Gruselfilm. Den Kopf mußte ich einziehen. Nur meine kleine Lampe gab Licht, und ich spürte, wie die Feuchtigkeit auch in meinen Nacken tropfte.

Vor der niedrigen Decke fielen die Tropfen, trafen das Ziel und rannen in kalten Bahnen meinen Rücken hinab. Daran konnte man sich gewöhnen.

Der Keller war nicht sehr groß. Er entsprach, im Verhältnis gesehen, der Baugröße des Hauses. Es gab auch keine Räume, nur kleinere Nischen, wobei nur eine mit Kohlen ausgefüllt war.

Dennoch barg der Keller ein Überraschung für mich.

Es war ein Tunnel. Von der Rückseite her schnitt er unter der Erde genau in die Richtung, wo auch der Friedhof liegen mußte.

Als ich den Tunnel entdeckte, blieb ich stehen und wollte es kaum glauben.

Ich schüttelte den Kopf, wunderte mich und verfolgte meinen Gedanken weiter. Wenn der Gang weiter in die Tiefe stach und dabei unter dem Friedhof herführte, mußte er auch dort münden, wo ich die offene Gruft wußte.

Ich hätte den Keller verlassen und den normalen Weg nehmen können. Das wollte ich nicht. Wenn ich schon in der Gruft erschien – vorausgesetzt, der Gang endete auch dort –, wollte ich die Überraschung dennoch auf meiner Seite wissen.

Und so machte ich mich auf den Weg.

Meine Gedanken drehten sich dabei um die Zombies, die ich bisher nicht zu Gesicht bekommen hatte. Aber sie hatten den Weg genommen, denn ich sah im schmalen Lampenstrahl ihre Spuren.

Zwei Fußspuren!

Schwarzblut-Vampire, der Teufel, Zombies – das waren drei Dinge, die einfach zu einer Garnierung des Schreckens gehörten. Wobei ich mich fragte, wie dies alles zusammenpaßte. Und als Joker Myxin, der Magier, der inzwischen die Seite gewechselt hatte.

Mit jedem Yard, den ich zurücklegte, wurde auch die Luft mieser.

Es drang kaum Frische in die Tiefe, und ich spürte sehr deutlich, wie unheimlich und gefährlich es hier unten war. Überall konnten

Gefahren lauern und blitzschnell zuschlagen.
Die Lampe gab nur wenig Licht. Um mich herum lauerte die Dunkelheit wie eine Wand.
Von den Zombies sah ich nichts. Dennoch erkannte ich anhand der Spuren, daß sie auch diesen Weg genommen hatten.
Flach atmete ich.
Das Kreuz hing vor meiner Brust. Der Dolch steckte griffbereit.
Mit dieser Waffe würde ich mein Leben verteidigen, denn ich ahnte schon, daß noch einige Überraschungen auf mich warteten…

***

Edda Kiss erlebte das Grauen!
Sie stellte fest, daß die Vampire ihre Drohung wahrmachten, um den Teufel zu beschwören.
Gelassen und eiskalt trafen sie ihre Vorbereitungen.
Bisher hatte Edda nicht gewußt, daß die Gruft unter dem Friedhof sich so sehr ausweitete. Man konnte sie schon fast als eine kleine unterirdische Halle bezeichnen, die plötzlich erhellt wurde, denn die Vampire hatten Fackeln besorgt.
Zunächst freute sich das Mädchen über die Helligkeit, bis ihm klar wurde, daß durch das Spiel aus Licht und Schatten die Atmosphäre noch unheimlicher geworden war.
Da verwandelten sich die Vampire zu tanzenden, zuckenden Monstren. Sie sahen unheimlich und schaurig aus. Ihre Gesichter leuchteten abwechselnd bleich und blutig, schienen selbst von innen her zu brennen, und die Pupillen kamen dem Mädchen wie düstere Perlen vor oder wie erstarrte, dunkle Tropfen.
Ein schaurige, unwirkliche Szenerie, die sich der Gefangenen bot und ihre Angst noch steigerte.
Es gab keine Wände, die die Fackelstiele halten konnten. So waren die Blutsauger gezwungen, die brennenden Fackeln in den weichen Boden zu rammen.
Und dort blieben sie stecken.
Jeder Vampir hatte sich eine Fackel besorgt. Sie wurden kreisförmig aufgestellt, und den Mittelpunkt des Kreises bildete die junge Ungarin Edda Kiss.
Man hatte sie nicht gefesselt. Es war nicht nötig, denn sie hätte den Blutsaugern nicht entfliehen können.
Mandraka tat nichts. Er stand nur da und schaute zu. Falls seine Diener Fehler machten, würde er sie schon darauf hinweisen.
Edda zitterte.
Hin und wieder wurde es so stark, daß sie ihre beiden Kiefer nicht ruhig halten konnte und die Zähne aufeinander schlugen. Es war nicht die Kälte, die sie so reagieren ließ, sondern die Angst, die dieses

Gefühl in ihr hochschwemmte.
Sehr oft schaute sie in die Höhe.
Dort sah sie schräg über sich die rettende Öffnung. Eigentlich nur einen Sprung entfernt, dennoch für sie unerreichbar. Sobald sich Edda rührte, würden die Vampire sich auf sie stürzen.
Sie wunderte sich schon nicht mehr darüber, daß der Boden hielt.
Normalerweise hätte sie einsacken müssen, doch die Vampire schienen auch dies beeinflussen zu können. Er war zwar weich, aber nicht so, daß er einen Gegenstand in eine unergründliche und unerreichbare Tiefe zog.
Als sie wieder einen Blick in die Höhe warf, sah sie, daß sich der Ausschnitt an einer Seite verdunkelte. Und zwar dort, wo sie auch den roten Mond noch gesehen hatte. Jetzt war ihr der Blick von einer Gestalt genommen, die ein goldenes Schwert in der Hand hielt und selbst aus Eddas Sichtperspektive ziemlich klein wirkte. Sie hatte den Mann noch nie gesehen und wußte nicht, daß es sich bei ihm um Myxin, den Magier, handelte.
Er stand dort wie ein Denkmal und starrte in die Tiefe.
War er ein Feind oder ein Freund?
Für einen Moment zuckte Hoffnung in dem Mädchen auf. Edda betete, daß der Fremde hinunterspringen und die Vampire mit seinem goldenen Schwert töten würde.
Es war eine vergebliche Hoffnung. Zwar verließ Myxin seinen Platz, doch auf ein Zeichen des Anführers der Schwarzblut-Vampire hin, denn Mandraka winkte ihm zu.
»Komm zu uns, Magier!«
Und Myxin sprang. Dicht neben dem Mädchen kam er auf, befand sich mitten im Kreis, schaute Edda an, und die junge Frau fürchtete sich unter diesem Blick.
Myxin tat ihr nichts. Er ließ sie liegen und schritt auf Mandraka zu.
Edda beobachtete gespannt, was zwischen den beiden geschah, doch es tat sich vorerst nichts. Sie schauten sich nur an, bis über die Lippen des Magiers ein dünnes Lächeln zuckte, bevor er Mandraka ansprach.
»Du weißt, weshalb ich gekommen bin?«
»Nein. Ich kann es mir aber denken.«
»Das ist gut, denn ich will dich im Kampf gegen den Teufel unterstützen.«
Mandraka nickte. »Wir können jede Hilfe gebrauchen, denn wir beide wissen, wie mächtig der Satan ist.«
»Ja, das stimmt.«
»Er ist geflohen«, stellte Mandraka fest.
Myxin lächelte knapp. Der Widerschein von Flammenzungen huschte über sein Gesicht und gab der grünlich schimmernden Haut einen rötlichen Überzug. »Ich kenne den Höllenherrscher. Wenn er

verschwindet, gleicht das nicht einer Flucht. Es geschieht allein aus Taktik. Er wird sich einen neuen Plan zurechtlegen und hart, viel härter als zuvor zurückschlagen.«

»Das wissen wir, damit rechnen wir«, sagte Mandraka.

»Dann bin ich zufrieden.«

»Wirklich?«

»Nein, nicht ganz. Ich hätte den Satan gern vernichtet gesehen, aber das wird uns kaum gelingen.«

Mandraka lachte rauh. »Weshalb bist du so pessimistisch?«

»Ich kenne ihn eben.«

»Wir aber auch. Vergiß nie, daß er schon bestand, als wir auch waren«, erwiderte Mandraka, und seine Augen begannen zu leuchten.

»Freiwillig würde er nie kommen, deshalb werden wir ihn zwingen und haben uns aus diesem Grunde das Mädchen geholt.«

Myxin bedachte Edda mit einem langen Blick. Sie schauderte zusammen. »Was willst du mit ihr?«

»Sie ist Jungfrau!«

»Ha, ha…« Myxin lachte und strich dabei über die Schwertklinge. »Das ist natürlich etwas anderes. Wenn etwas den Satan locken kann, ist es das Blut einer Jungfrau. Daran haben auch zehntausend Jahre nichts ändern können.«

»Du sagst es.«

»Und sie willst du opfern?«

»Ja!«

»Damit bin ich einverstanden. Wir sollten allerdings keine Zeit verlieren, denn jede Minute, die wir zögern, wird der Satan benutzen, um neue Pläne zu schmieden.«

»Damit bin ich einverstanden. Zudem habe ich bewußt diesen Platz hier gewählt. Es ist unser Zufluchtsort gewesen, als der große Kontinent in den Fluten versank.«

»Das verstehe ich nicht«, gab Myxin ehrlich zu.

Mandraka lächelte. »Ich will es dir erklären, obwohl wir damals Feinde waren. Du hast eine Wandlung durchgemacht und zählst nicht mehr zu den Schwarzblütlern, das ist gut. Unsere Chancen wurden damals geringer. Wir schafften es nur noch selten, an das Blut der Dämonen heranzukommen. Deshalb griffen wir zu einem anderen Mittel. Wir suchten uns eine neue Heimat. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß Atlantis sinken würde. Die Welt sah noch nicht so aus wie jetzt, als wir Atlantis verließen, um nach Norden zu gehen. Wir fanden diesen Ort, dieses Land, und wir schaufelten uns Gräber.«

»Wo?«

»Du stehst in einem der Gräber. In dieser Erde begruben wir uns selbst. Dabei spielten unsere magischen Kenntnisse eine sehr große Rolle. Wir füllten den Boden damit, und wir hatten soviel Zeit. Die

Jahre vergingen, das Land wurde besiedelt, man baute Häuser und legte hier einen Friedhof an. Irgendwie schienen die Menschen gespürt zu haben, daß der Platz unheimlich war, deshalb verscharrten sie auf dem Friedhof nur Gesetzesbrecher und fremde Soldaten. Die vermoderten im Laufe der Jahre. Dann kam jemand und baute ein Haus. Es war ein Ehepaar mit einer jungen Tochter und mit diesem Ehepaar nahmen wir Verbindung auf.«

»Meine Eltern!« rief Edda.

»Genau, mein Kind, es waren deine Eltern. Sie spielten sogar mit, denn wir versprachen ihnen ein ebenso langes Leben, wie wir es hinter uns hatten.«

Edda schluchzte und redete zugleich. »Das kann ich nicht glauben. Nein, das will ich nicht…«

»Es stimmt!« sagte Mandraka.

Das Mädchen fuhr herum. Dabei blieb Edda sitzen. Sie funkelte den Anführer der Schwarzblut-Vampire an. »Ich hätte etwas merken müssen. Sie hätten mit mir darüber gesprochen…«

»Wir hatten es verboten!«

»Nein, nein!« Edda schüttelte den Kopf. »Ihr könnt mich hier nicht fertigmachen. Ich glaube euch nicht. Ich sah, wie meine Eltern starben. Ich habe sie selbst beerdigt. Auf diesem Friedhof, wie sie es immer haben wollten…« Sie stockte. Ihre Augen wurden groß. Ein Zeichen, daß ihr etwas eingefallen war.

»Nun?« fragte Mandraka lauernd.

»Es… es ist unmöglich …« Zweifel schwangen in der Stimme des Mädchens mit.

»Deine Eltern bestanden darauf, hier begraben zu werden, weil sie genau wußten, daß sie nur dann für immer leben konnten. Hast du ihre Gräber in der letzten Zeit besucht?«

»Jeden Tag!«

»Auch heute?«

»Sicher, am Morgen…«

Mandraka beugte sich vor. »Jetzt haben wir Nacht!« flüsterte er.

»Eine gespenstische, unheimliche Nacht, wie du sicherlich bemerkt hast. Und in der Nacht werden die schwarzmagischen Kräfte frei. Da haben sie ihre Stunde, und auch deine Eltern liegen nicht mehr in den Särgen. Wir holten sie hervor und stellten sie in das…«

»Hör auf!« schrie Edda. »Verdammt noch mal, hör auf! Ich will davon nichts wissen. Sie sind tot!«

»Wirklich?«

»Dann schau nach links!« Mandraka lachte. Er zog sich wieder zurück, und sein Gesicht, noch vor Sekunden vom Flammenschein umspielt, verschwand in der Düsternis.

Edda hatte einen Befehl bekommen. Sie führte ihn aus und drehte

ihren Kopf.
Da sah sie das Unglaubliche.
Aus dem Dunkel lösten sich Gestalten. Zunächst waren es nur Bewegungen in der Finsternis, doch mit viel Fantasie konnte sich Edda vorstellen, daß es Menschen waren, die sich dem Flammenkreis allmählich näherten und vom Widerschein erfaßt wurden, der über zwei Körper geisterhaft hinwegglitt.
Über den Körper eines Mannes und den einer Frau.
Eddas Eltern!

***

Das Mädchen glaubte, ersticken zu müssen. Zu schlimm war die Tatsache, hier ihren toten Eltern gegenüberzustehen. Mandraka hatte von lebenden Personen gesprochen, aber lebten sie denn tatsächlich? War ihr Gang nicht so seltsam, so unbeholfen, wie der eines Kindes, das seine ersten Gehversuche machte und Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.
Ja, so mußte es sein.
Schaurig, unheimlich. Die Eltern lösten sich aus dem Dunkel. Sie nahmen Konturen an, und die in der Mitte des Kreises sitzende Edda Kiss hatte die Augen weit geöffnet, denn trotz ihrer Flucht wollte sie jede Einzelheit in sich aufnehmen.
Noch deutlicher erinnerte sie sich daran, daß sie – einen alten Brauch folgend – die starren Körper ihrer Eltern in Leinentücher eingewickelt hatte. Es war so Brauchtum bei ihnen, und die Eltern hatten noch kurz vor dem Tod darauf bestanden.
Sie trugen diese Leinentücher nicht mehr. Sie mußten sie fortgeworfen haben.
Fast nackt waren die Körper.
Nur um die Hüften hatten sie Tücher geschlungen, aber es waren andere als die Leichenhemden. An den Seiten waren sie verknotet, und bei jedem Schritt warfen sie Falten.
Edda konnte nicht sprechen.
Sie sah ihre Mutter. Noch hatte die Verwesung sie nicht gezeichnet. Ihr Haar, das sie zu Lebzeiten immer zu einem Knoten zusammengebunden hatte, hing jetzt strähnig herab. Der Mund stand offen, die Augen blickten starr, und das übrige Gesicht schien im Widerschein des Feuers ein Eigenleben zu führen.
Dann der Vater.
Auch er zeigte noch keinerlei Spuren von Verwesung. Sein Gesicht, das immer sehr alt gewirkt hatte, war von den Spuren eines harten Lebens gezeichnet. Tiefe Falten hatten sich in die Haut gegraben, die Lippen waren kaum zu erkennen. Dünn die Haut am Kinn, und die Wangenknochen sprangen noch spitzer hervor.

»Kennst du sie?« hauchte Mandraka.
Edda nickte.
»Dann habe ich nicht gelogen.«
»Wie… wie ist das möglich?« erkundigte sie sich mit kaum zu verstehender Stimme.
»Das ist sehr einfach. In dieser Erde wohnt die Magie einer uralten Zeit. Wir haben sie mitgebracht, deshalb können Tote wieder auferstehen und zu lebenden Leichen werden.«
»Aber was wollt ihr mit ihnen?«
»Eigentlich nichts. Wir hielten nur unser Versprechen. Aber sie werden jetzt zuschauen, wie wir uns mit dir beschäftigen und durch dein Blut dafür sorgen, daß der Teufel zurückkehrt. Sie helfen uns, und sie werden es sein, die den Anfang machen.«
»Welchen Anfang?« hauchte das Mädchen.
Mandraka zog sich wieder zurück und rieb seine trockenen Hände. »Das wirst du noch merken, wenn es soweit ist.« Er wandte sich an die anderen und schloß auch Myxin mit ein. »Seid ihr bereit?«
Die Schwarzblut-Vampire nickten.
Mandraka war zufrieden, trat zwischen zwei Fackeln hindurch und begab sich in die Mitte des Kreises, wo er neben Edda sitzenblieb, die sofort ein Stück zur Seite rückte.
»Bleib!« zischte Mandraka.
Edda Kiss gehorchte. Sie sah den Vampir neben sich und spürte seine unheimliche Aura. Es war schon seltsam, denn normalerweise mußte sie bei einem Vampir damit rechnen, daß er Menschen angriff. Bei diesem hier war es nicht der Fall. Er liebte und genoß das Blut der Dämonen, Menschen ließ er in Ruhe.
So etwas wollte nicht in ihren Kopf. Dennoch machte er ihr Angst.
Allein seine Anwesenheit und das Wissen, daß er etwas Schreckliches mit ihr vorhatte, trieb den Schweiß auf ihre Stirn. Zudem hatte man ihr gesagt, daß auch ihre Eltern in diesem teuflischen Spiel mitmischten, und die Tatsache hatte sie tief getroffen. Wenn sie an sie dachte, sah sie in ihnen immer das fleißige Ehepaar, das sein ganzes Leben über gearbeitet hatte, um sich die Existenz aufzubauen. Stets hatten Vater und Mutter Geschichten von schaurigen Wesen erzählt und ihre Tochter vor ihnen gewarnt. Nun hatten sie sich kurz vor ihrem Tod selbst auf einen Handel mit den Blutsaugern eingelassen.
Darüber kam das Mädchen nicht hinweg. Diese Tatsache empfand sie als fast noch schlimmer, als das Wissen darum, was mit ihr geschehen sollte.
Die anderen Schwarzblut-Vampire verschwanden hinter dem zuckenden Licht der Fackeln. Sie waren nur mehr schemenhaft zu erkennen und wirkten in dem glosenden Schein wie geheimnisvolle Geister.

Edda dachte auch an den Mann, der sich den Vampiren hatte so mutig in den Weg stellen wollen.

Alles umsonst, sie hatte weder etwas von ihm gesehen noch gehört. Die Übermacht war einfach zu groß geworden.

Mandraka sprach sie an. Er drehte dabei ein wenig den Kopf und richtete seinen starren Blick direkt in ihr Gesicht.

Edda zuckte zurück. Die Lippen öffneten sich zu einem Schrei.

Mandraka merkte dies und legte ihr seine Hand auf den Mund.

»Laß es lieber!« flüsterte er. »Du hast keine Chance mehr. Dein Blut bekommt der Teufel, Mädchen. Ich weiß, daß so etwas schlimm für dich ist. Deshalb werde ich dir auch die Chance lassen, es selbst zu tun. Du brauchst dich vorerst nicht zu töten, nur zu verletzen, damit der kostbare Lebenssaft aus deinen Adern rinnt und diesen magischen Boden benetzt. Hast du mich verstanden?« Der Schwarzblut-Vampir brachte sein Gesicht dicht an das des Mädchens, schaute ihm in die Augen und verzog seine Lippen zu einem dünnen Lächeln, als er die Angst sah. »Willst du es tun?«

»Nein!«

Mandraka zuckte zurück. »Ich hatte dir eine Chance geben wollen, Edda. Eine große sogar. Du wolltest sie nicht nutzen. Dann wirst du sofort sterben. Ich wußte nicht, daß dir eine minutenlange Verlängerung deines Lebens so wenig wertvoll ist.«

Edda mußte sich überwinden, um reden zu können. »Ich gebe mich dem Teufel nicht freiwillig her. Kein Mensch würde das tun…«

»Deine Eltern hätten anders darüber gedacht.«

»Nein, sie….«

Mandraka drehte sich von Edda weg, und sein Arm drehte sich gleichzeitig mit, wobei der ausgestreckte Zeigefinger dorthin wies, wo das untote Ehepaar stand. »Schau dir die beiden genau an. Sie lebten wie du und wollten nichts mit den Mächten der Finsternis zu tun haben. Dann aber bin ich gekommen. Ich habe sie überzeugen können, und nun besitzen sie ein Leben, wie es wenige nur haben. Sie würden alles für mich tun. Alles, hörst du?«

»Ja…«

Mandraka lächelte geheimnisvoll. »Soll ich es dir denn beweisen?«

»Das will ich nicht!«

»Doch, ich werde es. Ich frage dich gar nicht. Ich beweise dir, daß sie alles tun werden. Hör genau zu und sieh scharf hin! Wenn ich mit ihnen rede, werden sie auf mich hören und kommen herbei. Du hättest wählen können, meine Kleine. Nun aber ist es zu spät. Und wir haben zudem keine Zeit!« Mandraka kicherte, schnippte mit den Fingern und streckte den rechten aus, dessen Spitze auf die beiden wartenden lebenden Toten deutete.

»Kommt herbei!«

Sie verstanden den Ruf.
Vom Fackelschein wurden sie angeleuchtet, und Edda Kiss sah, daß durch ihre Gestalten ein Ruck ging, als würde in ihrem Innern ein Motor angelassen.
Sie rührten sich zur gleichen Zeit, und setzten jeweils das rechte Bein vor.
Das linke folgte, dann wieder das rechte.
Mit jedem Schritt, den die unheimlich wirkenden Zombies zurücklegten, wuchs die Angst des Mädchens. Sie fürchtete sich vor diesen Gestalten, die sie nicht mehr als ihre Eltern ansehen konnte. Edda wunderte sich nur darüber, daß sie nicht laut schrie oder durchdrehte. Wahrscheinlich lag es an der Situation. Sie war so ängstlich und auch so geschaffen, daß sie einfach nicht anders konnte, als nur dazusitzen und zu starren.
Die beiden Untoten schoben sich nahe an den Flammenkreis heran. Für einen Moment wirkte es so als würden sie in die Fackeln hineintauchen und von den zuckenden, heißen Zungen erfaßt werden, doch sie wanden sich daran vorbei.
»Bleibt stehen!« befahl Mandraka.
Sofort gehorchten sie.
Der Schwarzblut-Vampir nickte. Er war voll zufrieden, als er das sah, erhob sich und drehte sich in die Richtung, wo Myxin stand.
Jetzt konnte er den kleinen Magier direkt anschauen, wenn er seinen Kopf ein wenig beugte.
»Gib mir das Schwert«, sagte er.
Myxin hatte den Vorgängen bisher schweigend zugesehen. Bewußt hatte er sich jeglichen Kommentars enthalten, nun aber zuckte er zusammen, denn so etwas paßte ihm nicht.
Er wollte die Waffe nicht abgeben und schüttelte den Kopf.
»Ich brauche sie aber!«
»Wozu?«
»Kannst du dir das nicht denken?«
»Schon, aber…«
Mandraka war Widerspruch nicht gewohnt und reagierte dementsprechend wütend. »Kein aber! Ich will die Waffe haben. Ich bin hier derjenige, der die Befehle gibt. Das ist mein Land, das ist mein Reich. Wir waren Feinde, Myxin, denke immer daran. Bisher sind wir keine Freunde geworden, wir haben nur einen Waffenstillstand geschlossen. Mehr ist nicht geschehen. Hüte dich also…«
Myxin überlegte. Er verdrehte den Blick und schaute auf die goldene Klinge, denn er schien zu überlegen, ob er nicht kurzerhand angreifen sollte.
»Tu es nicht…«

Myxin lächelte, als er diese Worte hörte. Gern hätte Mandraka gewußt, was sich hinter der Stirn des kleinen Magiers abspielte, doch Myxin schwieg. Er hob die schmalen Schultern, und Mandraka verstand die Geste richtig, denn er streckte bereits seinen rechten Arm aus.

Myxin gab ihm das Schwert mit der goldenen Klinge. Die Hände der beiden berührten sich noch, als Mandraka die gefährliche und kostbare Waffe an sich nahm.

»Ich danke dir«, sagte er.

»Schließlich stehe ich auf deiner Seite. Das wollte ich dir nur beweisen.«

»Natürlich!«

Mandraka hielt das Schwert fest. Für einen Moment starrte er die Klinge an. Über seine Lippen zuckte ein Lächeln, danach drehte er sich abrupt um, streckte den rechten Arm aus und wandte sich mit dieser Bewegung und Geste an den männlichen Zombie.

»Nimm es!«

Der lebende Tote zögerte einen Moment. Er schien nicht zu wissen, was er mit der Waffe anfangen sollte, und der andere drängte nach. »Nimm es in die Hand!«

Da öffnete der Zombie seine Faust. Als er das Schwert bekam, sackte sein Arm für einen Moment nach unten, denn er hatte mit dem hohen Gewicht nicht gerechnet.

Mandraka stieß einen wütenden Laut aus. »Sei vorsichtig und laß es nicht fallen.«

Der Zombie nickte.

»Und nun geh zu ihr!« Um die Worte zu unterstreichen, drehte sich Mandraka und deutete auf das am Boden hockende Mädchen.

Edda Kiss ahnte Schreckliches. Sie schaute ihren Vater an. Sie wußte um das Schicksal, das man ihr prophezeit hat. Ihr Blut sollte den Teufel herbeilocken. Damit hatte sie sich auf eine gewisse Art und Weise abfinden können, aber daß ihr eigener Vater sie umbringen sollte, das wollte ihr einfach nicht in den Kopf.

Ihr Vater!

War es noch der eigene Vater? Nein, das konnte und wollte sie nicht glauben. Derjenige, der vor ihr stand, sah zwar wie ihr Vater aus, aber er besaß keine Seele mehr. Er lebte und war dennoch tot, sonst hätte er das nie tun können.

Er nickte dabei, schaute auf die Klinge, und seine Lippen verzogen sich, als würde es ihm Spaß machen, die eigene Tochter zu töten.

Eddas Mutter stand im Hintergrund. Sie rührte sich nicht und wirkte wie eine erfrorene Statue.

Mandraka trat zur Seite. Er wollte dem Zombie Gelegenheit geben, weit auszuholen.

Der Untote hob den rechten Arm. Er befand sich dicht neben Edda. Das Mädchen nahm den widerlichen Modergeruch wahr, der von dieser Gestalt ausging. Ihr Magen krampfte sich zusammen, Ekel spülte von ihm aus in die Höhe und vereinigte sich mit grenzenloser Furcht.

Mandraka wollte nicht mehr länger warten. Er nickte dem Untoten zu. »Jetzt!« befahl er.

Der Zombie holte aus.

Edda Kiss erstarrte vor Grauen.

Dann pfiff etwas durch die Luft. Alle hörten das Geräusch und den dumpfen Schlag, der den Zombie traf und ihn nach vorn wuchtete.

Es war ein Dolch, der dies bewirkt hatte. Und er war dem Untoten von hinten durch den Hals gefahren…

***

Ich hatte ihn geschleudert!

Es war mir gelungen, mich ungesehen an den Ort des unheimlichen Geschehens heranzuschleichen, ohne daß es die beiden Zombies bemerkt hatten, denen ich auf den Fersen war.

Eine Waffe besaß ich, und die war ich jetzt los. Sie steckte im Hals des männlichen Untoten.

Praktisch bis zum letzten Augenblick hatte ich gewartet, es war riskant gewesen, aber ich wollte keinesfalls, daß die übrigen Gegner sich auf etwas anderes als auf den schrecklichen Mordversuch konzentrierten.

Es war mir gelungen.

Noch jetzt hatte ich das Pfeifen des Dolchs in den Ohren, als er durch die Luft schnitt, die geweihte Klinge den Hals des Zombies traf und den lebenden Toten so zurückschleuderte, daß er gegen Myxin fiel.

Alle standen starr. Der Zombie sackte zusammen. Sein Gesicht – es war in den unmittelbaren – Lichtschein der Kerzen geraten, veränderte sich auf erschreckende Weise. Die Züge fielen zusammen, die Haut sackte ein, dann wurde er auch von Myxin nicht mehr gehalten, der ihn losließ, so daß der Zombie fiel und dabei eine Fackel mitriß.

Die Flamme zuckte über den Boden, wurde zu einem langen Finger und fand auch Nahrung.

Es war das Tuch, das der Untote um die Hüften geschlungen hatte. Pulvertrocken fing es sofort Feuer, und die gierigen Zungen fuhren hoch, wobei sie auch vor der Haut des Untoten nicht stoppten.

Schon bald war der Zombie eine Fackel.

Was ich so langsam erzähle, lief tatsächlich sehr schnell ab. Es war Myxin, der sich als erster fing und auch begriff, was eigentlich geschehen war.

Die Schwarzblut-Vampire und Mandraka konnten es einfach nicht

fassen. »Sinclair!« schrie der kleine Magier. »Sinclair ist hier! Ich kenne den Dolch!« Während dieser Worte hatte er sich gebückt und gedankenschnell das Schwert wieder an sich gerissen, während der Zombie dahinschmolz wie Wachs in der Sonne.

Ich hatte mich nach meiner Attacke sofort wieder zurückgezogen.

Wie ein Schatten war ich in das Dunkel getaucht, denn jetzt mußte ich nicht nur auf die Beretta verzichten, sondern auch noch auf den Dolch.

Mich sahen die anderen zunächst einmal nicht. Ich konnte sie gut erkennen, denn sie befanden sich im Schein der Fackeln und wurden von ihnen angeleuchtet.

Ich hatte noch mitbekommen, was Mandraka und seine Schwarzblut-Vampire wollten. Durch das Blut einer Jungfrau, garniert mit den entsprechenden Beschwörungen, sollte der Satan herbeigelockt werden. Das würden sie schaffen, denn auch der Teufel mußte bestimmten magischen Gesetzen gehorchen.

Es hätte mir nichts ausgemacht, wäre er ebenfalls mit ins Spiel gekommen, aber ich dachte an das Mädchen. Auf keinen Fall durfte Edda Kiss ihr Leben verlieren.

Wie konnte ich sie rausholen?

Eine Frage, auf die so leicht keine Antwort zu finden war. Edda war gedeckt, ich hätte den Ring der Vampire durchbrechen müssen, aber dafür waren es einfach zu viele.

»Er muß hier irgendwo sein!« vernahm ich wieder die Stimme des kleinen Magiers. »Sucht ihn und macht ihn fertig!«

Es schmerzte, die Worte gerade von Myxin zu hören. Er hatte lange auf meiner Seite gestanden, nun kämpfte er gegen mich. Dieses Gefühl zu überwinden, fiel mir nicht leicht.

Ich sah Myxin am Rand des Scheins stehen. Er hatte sich auch den Dolch geholt und gab seine Anweisungen. Seltsamerweise ordnete sich Mandraka ihm unter.

Er wiederholte noch einmal das, was Myxin gesagt hatte und schickte seine Blutsauger los.

Sie schwärmten aus.

Dabei ließen sie die Fackeln nicht stehen, sondern rissen sie aus dem Boden, damit sie ihnen bei der Suche Licht geben konnten. Im Restlicht sah ich Myxin. Er hatte sich gebückt und riß die schreckensstarre Edda an sich.

Das Mädchen wehrte sich überhaupt nicht. Sie hätte auch nichts gegen Myxin unternehmen können.

Da die Vampire ausgeschwärmt waren, kam ich an den kleinen Magier und seine Geisel nicht so rasch heran. Ich wußte zudem nicht, wie groß diese unterirdische Gruft war.

An zahlreichen Stellen entdeckte ich die Lichtinsel. Zum Glück waren

sie noch entfernt und wenn sich ein Schwarzblut-Vampir mit seiner Fackel näherte, sah ich zu, so rasch wie möglich in das Dunkel zu tauchen.

Gern hätte ich natürlich diese Bestie erwischt, die meine Beretta an sich genommen hatte. Leider sahen alle gleich aus.

Der Weg zum Haus hin war mir versperrt. Zwei Blutsauger hatten sich dort aufgebaut, blieben da zwar nicht stehen, aber in der Nähe.

Zählte ich Mandraka hinzu, hatte ich sechs Gegner, von Myxin einmal ganz abgesehen.

Vielleicht würde er das Mädchen noch als Trumpf einsetzen. Rechnen mußte ich mit allem, zudem war ihm eine solche Schandtat zuzutrauen. Schließlich hatte er die Seiten gewechselt.

Es war still geworden.

Nur die Schritte der suchenden Blutsauger drangen an meine Ohren. Ich sah das Tanzen der Flammen, die wie Arme in die Schwärze leckten und sie erhellten.

Plötzlich war eine Fackel sehr nahe. Da hatte ich nicht aufgepaßt.

Wäre ich jetzt zur Seite gehuscht, hätte der andere unweigerlich meinen Schatten und die schnelle Bewegung entdecken müssen.

Ich blieb da, wo ich stand, sackte nur in die Knie und preßte mich an den Boden.

So lauerte ich.

Er kam näher.

Zum Glück hielt er die Fackel ziemlich hoch, so daß ihr zuckendes Licht Mühe hatte, den Boden zu erreichen und über meinen Kopf hinwegglitt. Ich wagte nicht einmal, tief durchzuatmen, sondern holte nur sehr flach Luft.

Noch zwei Schritte.

Der Schwarzblut-Vampir starrte nach vorn.

Einen Schritt!

Als Waffe mußte ich meine Hände einsetzen. Damit überraschte ich meinen Gegner. Bevor er mich entdeckte, bekam ich seine Fußknöchel zu packen und riß ihn von den Beinen.

Er stieß noch ein krächzendes Geräusch aus, bevor er einen seltsamen Tanz anfing, die Arme in die Höhe warf, auf den Rücken krachte und die Fackel dabei in meine Nähe geriet.

Das war ideal.

Bevor er sich versah, hatte ich schon zugegriffen und die Fackel aus seiner Faust gedreht.

Er wälzte sich auf den Rücken, wollte wieder hoch, ich sah sein Gesicht sehr deutlich und auch den Schrecken, der sich darin abzeichnete, denn er hatte begriffen, was ich wollte.

Im nächsten Augenblick schon schlug ich zu.

Es war ein sanfter Schlag, denn ich wollte nicht, daß die Flamme

verlöschte.
Die Flamme strich relativ weich über den Körper des Vampirs und konnte fassen.
Der Zombie hatte den Flammen schon nicht widerstehen können, dem Vampir erging es ebenso. Er begann zu brennen, die Flammen schlugen höher, und er rollte sich über den Boden, um das Feuer an seiner Kleidung zu löschen.
Es war nicht zu schaffen. Die sehr trockene Kleidung hatte die Flammen nahezu gierig aufgenommen, und ich bekam nun für einige Momente Luft. Die Fackel behielt ich. Mit ihr lief ich von dem Vampir weg, den ich gerade erledigt hatte.
Dabei schlug ich die Richtung ein, die auch zum Ausgang führte, denn dort wollte ich unbedingt hin, weil es für mich letztendlich keine andere Möglichkeit gab, als dort wieder zu verschwinden, wo ich auch hergekommen war.
Ich mußte die Fackel ein wenig von mir weghalten. Wenn ich vorlief, schlug sie zurück, und ein heißer Atem streifte durch mein Gesicht. Die Vampire hatten mittlerweile bemerkt, was mit ihrem Artgenossen geschehen war.
Sie schrien durcheinander. Für einige Augenblicke herrschte zwischen ihnen ein Chaos.
Das mußte ich ausnutzen.
Mit Mandraka waren es noch fünf, die gegen mich standen. Nicht immer würde es so leicht wie bei dem Vampir gehen, den ich zuerst erledigt hatte.
Jemand lief mir in den Weg. Weil mich die Flamme blendete, sah ich ihn zu spät. Erst als er gegen mich prallte.
Es war ein Zombie! Die weibliche lebende Leiche, die mir ihre kalten Totenklauen ins Gesicht schlug, wo sie abrutschte und dennoch nach meinen Haaren greifen wollten.
Eine Hand bekam nur ein Ohr zu fassen, zog daran, und ich hätte schreien können vor Schmerzen.
Statt dessen rammte ich ihr den Fackelstiel gegen die Brust. Die lebende Leiche ließ mein Ohr los, torkelte nach hinten, ich setzte sofort nach und sah, daß ich nicht mehr zuzuschlagen brauchte. Die Vernichtung hatte bereits das Kreuz besorgt. Sie war mit ihm in Kontakt gekommen, und bei diesem Wesen wirkte die Weiße Magie.
Der weibliche Zombie kippte, als hätte ich ihm die Beine weggeschlagen, und ich sprang über den endgültig erlösten Körper hinweg. Die Magie der Schwarzblut-Vampire war also nicht übertragbar. Bei ihren Opfern herrschten die üblichen Regeln, das beruhigte mich auf irgendeine Art und Weise.
Für mich war der Ausgang wichtig. In der Gruft kannte ich mich nicht aus, doch ich wußte genau, wohin die Treppe führte und konnte

von außerhalb meine Attacke einleiten.
Bisher hatte ich mich gut aus der Affäre gezogen. Ich war auch nicht entdeckt worden, nun aber vernahm ich hinter mir die heiseren Schreie. »Da ist er! Packt ihn!«
Mandraka hatte die Worte ausgestoßen. Auch einen hellen Frauenschrei hörte ich.
Edda befand sich in Gefahr, ich spürte dies, und meine Wut kam, denn ich konnte ihr nicht helfen.
Auch die Vampire am Ausgang hatten die Befehle ihres Herrn und Meister vernommen. Sie standen wie stumme Wächter auf dem Fleck und hielten die brennenden Fackeln in den hocherhobenen Händen. Jetzt allerdings schwenkten sie die primitiven Leuchtkörper und schauten genau in meine Richtung.
Ob sie mich sahen, wußte ich nicht. Jedenfalls mußten sie den Fackelschein wahrnehmen, der sich ihnen näherte. Und dies ziemlich schnell, denn ich wollte endlich aus dieser verdammten Gruft entkommen.
Während ich lief, wehte die Flamme wie eine heiße Fahne hinter dem Fackelstiel her. Manchmal streifte sie auch mein Gesicht. Ich spürte den heißen Hauch und merkte, daß meine Haare allmählich angesengt wurden. Ein widerliches Gefühl.
Sie starteten.
Nur die Bewegung der Fackeln behielt ich im Auge. Sie wurden gedreht, denn auch die Körper der beiden Vampire wandten sich in meine Richtung. Ich vernahm auch Schritte, stoppte nur ein wenig ab, und im nächsten Augenblick gerieten wir aneinander.
Der Kampf war unvermeidbar. Ich wollte ihn so rasch wie möglich hinter mich bringen und ging die Schwarzblut-Vampire voll an.
Mit der Fackel schlug ich zu.
Es war derjenige, der rechts von mir aufgetaucht war. Selbst sein Gesicht konnte ich erkennen, so nahe waren wir uns bereits. Eine fleckige Fratze, die dunkel leuchtete, bedeckt von eingetrocknetem Blut.
Ich hämmerte zu.
Er ebenfalls. Das Feuer fauchte, wir gaben beide nicht auf, und die Fackeln krachten gegeneinander.
Funken sprühten plötzlich, die Flammen vereinigten sich für einen Moment, während sie danach wieder auseinandergerissen wurden.
Die heiße Welle glitt über mein Gesicht und versengte mir sicherlich die Augenbrauen.
Ich setzte meine Füße ein. Das linke Bein hatte ich hochgerissen und rammte es vor.
Der Fuß traf genau.
Er bohrte sich in den weichen Körper. Vor mir knickte der

Schwarzblut-Vampir zusammen. Ein dumpfer Laut drang aus seinem Maul, der Arm mit der Fackel fiel nach unten.

Mit einem zweiten Tritt setzte ich nach und schaffte es, meinen Gegner zu Boden zu schleudern.

Der andere kam von der Seite.

Ich duckte mich noch, denn ich hörte bereits das Fauchen dicht an meinem Ohr. Leider hatte ich zu spät reagiert, denn die Fackel traf meine Schulter.

Ich dachte nicht mehr daran, daß auch ich leicht brennen konnte, drehte mich und stürzte auf den Vampir zu.

Mit dem Kopf traf ich seine Brust. Auch er flog zurück, mit ihm die Fackel, die er trotz allem nicht losließ.

Ich hätte eigentlich nachsetzen müssen, für mich aber war es wichtiger, dieser Gruft zu entkommen, und ich hetzte so rasch wie möglich weiter, um die Treppe zu erreichen.

Hinter mir vernahm ich das wilde Geschrei der Vampire. Sie hatten bemerkt, daß ich nicht so einfach zu vernichten war. Leider gaben sie nicht auf, sondern kämpften weiter.

Ich sah bereits die Stufen. Der rötliche Feuerschein geisterte über sie hinweg, tanzte, gab Licht, warf Schatten, und ich nahm die ersten drei mit einem Satz und aus vollem Lauf.

Erst jetzt nahm ich mir die Zeit und drehte mich um.

Sie hatten sich wieder formiert. Ein Vampir befand sich schon auf der Treppe und kam hoch.

Ich erwartete ihn.

Als er zuschlug, warf ich mich gegen die Kellerwand. Die Fackel wischte vorbei. Der Vampir konnte seine Bewegung nicht mehr stoppen, wurde nach vorn geworfen und hämmerte die Fackel auf eine Stufenkante, wo sie Funken warf, die wie glühende Sterne in die Höhe schwebten.

Diesem Druck hatte der Vampir nichts entgegenzusetzen. Er verlor seine Fackel, war praktisch waffen- und wehrlos, was ich natürlich sofort ausnutzte.

Mein Gegenangriff erfolgte sofort.

Da ich meine Waffen nicht mehr besaß, mußte ich es mit dem Feuer versuchen. Die Flamme erfaßte seine Kleidung, als er wieder in die Höhe kommen wollte. Er hatte seine Hand gegen die Körpermitte gepreßt und zerrte etwas hervor.

Ich sah meine Beretta.

Im Bruchteil einer Sekunde mußte ich handeln. Zwar konnte der Vampir mit der Waffe nicht umgehen, dennoch wollte ich sie ihm nicht überlassen. Obwohl er brannte, warf ich mich auf ihn und nahm ihm die Pistole ab.

Jetzt war mir wohler.

Der Vampir hatte sich aufgerichtet. Wegen der Hitze mußte ich zurück.

Drei Stufen höher wartete ich. In der linken Hand die Fackel haltend, in der rechten die Beretta.

Mit dem rechten Fuß trat ich zu.

Bevor der Schwarzblut-Vampir selbst kippte, wurde er von mir erwischt. Unter ihm hatten sich seine Artgenossen versammelt. Denen flog er als Flammenbündel entgegen.

Ich bekam Luft und Zeit und hetzte die restlichen Treppenstufen hoch.

Mit gewaltigen Sprüngen überwand ich die Distanz und erreichte schließlich schweratmend den alten Keller des Hauses. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte einfach eine kleine Pause einlegen, fiel gegen die Wand und atmete ein paarmal tief durch.

Nur langsam ging es mir besser. Ich keuchte, denn der Fackelrauch war in meine Kehle gedrungen und hatte auch die Lungen nicht verschont, so daß es mir nicht gerade leicht fiel, Atem zu holen.

Wankend ging ich weiter vor. Ich wollte endlich wieder an die frische Luft.

Dabei rechnete ich nach. Vier Vampire waren noch übriggeblieben. Dazu zählte ich auch Mandraka.

Und ich mußte noch mit Myxin rechnen. Er hatte sich bisher ziemlich zurückgehalten. Ich wollte darauf mein Kreuz verwetten, daß dies nur aus reiner Taktik geschehen war. Er würde seine Trümpfe noch ausspielen, darauf konnte ich mich verlassen.

Den Keller ließ ich hinter mir zurück und erreichte den Flur des alten Hauses.

Zum erstenmal sah ich ihn genauer. Das Licht tanzte über Wände, schuf Schatten und zeigte gleichzeitig die Misere des Hauses auf.

Es war baufällig und sah sehr bescheiden aus.

Was da aus den Wänden gefallen war, damit konnte man es fast wieder neu aufbauen.

Auch auf dem Boden lagen Trümmer und Schutt. Wobei ich mich wunderte, daß ich beim Herkommen nicht darüber gestolpert war, da mußte ich wohl einen Schutzengel gehabt haben.

Der Ein- beziehungsweise Ausgang war schnell gefunden. Jetzt hinderte mich die Fackel, denn ihr Licht holte mich als gutes Ziel aus der Finsternis.

Ich schleuderte sie in den Flur hinein, wo sie allmählich ausbrennen würde. Wenn die Vampire schlau waren, hatten sie die Gruft verlassen und lauerten draußen auf mich. Deshalb war ich sehr vorsichtig, als ich das Haus verließ, schob erst meinen Arm nach vorn und schaute quasi mit meinem dritten Auge, der Berettamündung.

Man griff mich nicht an. Ich konnte unbehelligt das windschiefe

Gebäude verlassen.
Seltsam war die Ruhe schon, die mich umfing. Da rührte sich nichts. Still und verlassen lag das Gelände des alten Friedhofs vor mir. Das Vergangene schien nur ein böser Traum zu sein.
Ich allein wußte, daß dem nicht so wahr und gab sehr wohl acht.
Es tat gut, die frische Luft einzuatmen. Ich pumpte sie in meine Lugen, schaute zum Himmel, sah die dunklen Wolken und auch einen allmählich verblassenden Mond.
Zwar schimmerte er noch rot, doch die Farbe trat langsam zurück, so daß sie mehr einem schwachen Rosa glich.
Einen Grund dafür konnte ich mir nicht vorstellen, da mußte ich einfach raten. Vielleicht hing es auch mit dem Töten der Vampire zusammen. Wenn sie zum Mond in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, konnte meine Vermutung zutreffen.
Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg zu nehmen, der zum Totenacker führte. Dabei war ich mir sicher, daß Edda noch lebte. Die Vampire würden die Beschwörung nicht eher durchführen, bis die Gefahr meinerseits gebannt war. Eine Störung der schwarzmagischen Zeremonie konnten sie sich nämlich nicht erlauben.
Ein düsteres Gelände lag vor mir. Bäume und Sträucher hatten längst ihre Blätter verloren. Kahle Zweige breiteten sich aus. Sie bildeten ein seltsames Dach aus schwarzen Armen, unter dem ich herschritt.
Leichter Dunst hatte sich ebenfalls gebildet. Die feinen Schleier klebten zwischen den uralten Grabsteinen und hingen auch gespinstartig zwischen den Sträuchern.
Auf dem Weg lagen ebenfalls die fauligen Blätter. Die noch trockenen raschelten, wenn ich über sie hinwegschritt.
Plötzlich blieb ich stehen. Die Schwärze des Friedhofs war genau an einer Stelle aufgerissen worden. Sie befand sich dort, wo ich auch die Gruftöffnung wußte, und da schimmerte es rötlich.
Es war der Widerschein der Fackeln, der durch das offene Rechteck drang.
Gern hätte ich die Kräfte eines Herkules gehabt. Das war leider nicht der Fall, so mußte die Platte bleiben, wo sie war.
Ich ging ein wenig schneller. Wenn die Vampire die Gruft verließen, dann sicherlich durch die Öffnung, da dieser Weg am einfachsten und am kürzesten war.
Bis zu meinem Ziel kam ich nicht, denn nun trat das ein, was ich schon lange erwartet hatte.
Myxin meldete sich.
»He, John Sinclair!« vernahm ich seine laute Stimme, die über den Friedhof schallte.
Ich blieb stehen. Zuvor war ich einen Schritt nach rechts getreten, weil mir die Büsche dort eine einigermaßen sichere Deckung boten.

Von dort aus meldete ich mich.
»Was willst du?«
»Komm her, John!«
Ich lachte. »Wüßte nicht, was ich bei dir noch sollte, Magier?«
»Vielleicht nicht bei mir.« Myxin gab das Lachen zurück. »Aber ich habe hier jemand, der dir sicherlich sehr am Herzen liegt. Es ist ein Mädchen, die kleine Jungfrau, und sie vergeht fast vor Angst. Willst du ihr Schreien hören?«
Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, als ich die Schreie vernahm. Laut und grell klangen sie über den alten Friedhof, und mein Magen zog sich zusammen.
Dann endeten sie.
Auf meinem Rücken hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Ich schluckte die unsichtbaren Klöße hinunter, während die Wut allmählich in mir in die Höhe stieg.
»Hast du sie gehört, John?«
»War ja laut genug«, gab ich gepreßt zurück.
»Dann ist alles klar. Komm her, denn sonst wird die Kleine sterben!«
Ich atmete zweimal tief durch, bevor ich meine Antwort gab. »Sicher, Myxin, du hast gewonnen. Ich werde kommen…«

***

Das Wort waffenlos hatte er nicht verwendet. Deshalb sah ich auch keinen Grund, die Beretta fortzuschleudern. Ich wußte nicht, wo sich Myxin aufhielt. Es konnte sein, daß er nahe der Gruftöffnung auf mich wartete. Jedenfalls würde er sich früh genug bemerkbar machen.
So ging ich weiter.
Ich fühlte mich wirklich nicht wohl in meiner Haut. Auch mein Gang war längst nicht so wie sonst. In meinen Knien fühlte ich das Zittern. Bald würde und mußte eine Entscheidung fallen, das stand hundertprozentig fest.
Nur – konnte ich sie zu meinen Gunsten verändern?
Als ich einen Blick nach links warf, stellte ich fest, daß der Fackelschein unruhiger geworden war. Für mich ein sicherer Beweis. Die restlichen Vampire hatten die Gruft verlassen. Da ich einige ihrer Artgenossen erledigt hatte, würden sie mich bestimmt mit besonderem Haß verfolgen. Mein Blut interessierte sie zwar nicht, doch mein Tod kam ihnen bestimmt sehr gelegen.
Sie machten es mir einfach.
Ich sah, daß sich der Fackelschein bewegte, vor mir die Umgebung ausleuchtete und sich dann auf einen bestimmten Fleck konzentrierte. Dieser Fleck befand sich auf dem Weg.
Dort erwartete man mich.
Es war Myxin, der da stand und mir entgegenschaute. Natürlich war

er nicht allein. In seinem Griff krümmte sich Edda Kiss, Myxins Geisel. Er hatte sie hart umfaßt, so daß sie sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte und vornübergebeugt stand, denn ihr Arm war in die Höhe gehebelt worden. Hätte sie eine Bewegung gemacht, die Myxin nicht paßte, war ihr Arm gebrochen.

Eine verdammte Situation!

Sie mußte wohl meine Schritte gehört haben, denn sie hob nur den Kopf ein wenig an und schaute mir entgegen.

Da sich auch die Vampire aus ihren Deckungen lösten und der Fackelschein über den Weg tanzen konnte, wurde das Gesicht des ungarischen Mädchens angeleuchtet.

Qual und Pein zeichneten sich auf ihren Zügen ab. Die in die Breite gezogenen Lippen erzählten von dem Schmerz, den Edda spürte.

In mir schoß eine Lohe der Wut in die Höhe.

»Keinen Schritt weiter!« befahl Myxin.

Ich blieb stehen. Kurz nur schaute ich auf ihn, die Geisel und die anderen Vampire.

Vier zählte ich mit Mandraka. Er hatte sich neben Myxin aufgebaut und wartete lauernd ab.

»Du sagst nichts?« fragte Myxin.

»Zwar bin ich nicht sprachlos, aber ich wundere mich, wie sehr du dich verändert hast.«

»So kann man sich täuschen!«

»Es ist der falsche Weg, den du eingeschlagen hast«, hielt ich ihm vor und nickte hart.

»Der falsche?« Er lachte nur. »Denk doch nach Sinclair. Wie lange sind wir zusammen? Jahre sind es inzwischen geworden. Was hast du dich angestrengt und deine Freunde ebenso. Wir haben alles versucht, und du darfst nicht vergessen, daß ich den Satan noch immer hasse. Daran hat sich nichts geändert.«

»Dabei gehst du den falschen Weg!«

Im Gesicht des kleinen Magiers zuckte es. Die sonst grünlich schimmernde Haut war mit einem rotschwarzen zuckenden Muster überzogen worden, das die Fackel abgaben. »Der falsche Weg? Nein, nie! Du bist den falschen Weg gegangen. Ich erinnere dich daran, was du alles versucht hast. Du bekamst Asmodis nie in den Griff. Teilsiege hast du errungen, das war alles. Er selbst blieb immer im Hintergrund und konnte über dich nur lachen. Ich habe es lange genug mit ansehen müssen und war auch gezwungen, deine Niederlagen zu schlucken. Das geschieht von nun an nicht mehr. Ich habe mich für einen anderen Weg entschieden. Die Magie des versunkenen Kontinents Atlantis kehrt zurück, wobei ich nicht einsehe, daß ich sie nicht für meine Zwecke einsetze. Ich stelle mich nicht mehr gegen sie, sondern arbeite mit ihr. Wie schon einmal. Aus alten Feinden werden

Verbündete. Nur so ist es zu schaffen, die Hölle zu bezwingen. Das alles habe ich dir gesagt, ich möchte es nicht mehr wiederholen.«

Da hatte der kleine Magier recht. Ich hob die Schultern. Mehr konnte ich nicht tun. Myxin würde sich nicht mehr überzeugen lassen, das stand fest.

Er hielt Edda nur mit der linken Hand. In der rechten hatte er nach wie vor das Schwert mit der goldenen Klinge. Die Spitze der Klinge drückte in den weichen Boden.

Myxin besaß starke Helfer. Die Vampire würden alles tun, um mich aus der Welt zu schaffen.

Im Moment zögerte er noch, und ich sah, wie ein seltsames Lächeln über sein Gesicht zuckte. »Ich sehe dein Kreuz, John Sinclair. Du hast es ja offen hingehängt. Es brauchte nicht zu sein, denn diese Vampire kannst du damit nicht schrecken. Auch mich nicht, ich habe die Wandlung durchgemacht, über die du dich damals so gefreut hast. Deine Chancen sind gesunken, John Sinclair, und du hättest dich auch nicht einzumischen brauchen, dann wäre alles anders gekommen. Da du es dennoch getan hast, mußt du leider die Konsequenzen ziehen, weil ich dich kenne.«

»Du willst also meinen Tod?«

»Ja. Er ist bereits eine beschlossene Sache. Ob du existierst oder nicht, gegen die Kräfte, die du bekämpfen willst, kommst du nicht an. Sie werden im Endeffekt immer die Stärkeren sein. Ob die Hölle oder Atlantis, nie wirst du gewinnen, deshalb spielt es keine Rolle, ob du lebst oder nicht.«

»Willst du mich umbringen?« fragte ich.

»Soll ich es?«

»Ja, Myxin, ich will von dir getötet werden. Du hast es schon einmal versucht. Jetzt kannst du es wiederholen.« Während dieser Worte breitete ich meine Arme aus.

Der kleine Magier überlegte noch. »Das ist doch ein Trick.«

»Wieso? Wenn ich sterben soll, dann durch deine Hand. Vielleicht wirst du damit nicht fertig, Magier.«

»Für wen hältst du mich?« antwortete er.

»Ich gebe dir noch immer eine Chance!«

»Nein, Sinclair, die Zeiten sind vorbei.« Er warf einen Blick auf Mandraka. »Nimm du sie!«

Der Schwarzblut-Vampir bewegte sich. Er griff nur einmal zu und hatte Edda Myxin aus dem Griff gerissen, bevor sie noch fliehen konnte. Mandraka hielt das Mädchen nicht so fest wie der kleine Magier. Er nahm sie in den Würgegriff, aber so, daß Edda noch Luft bekam.

Die restlichen drei Vampire hatten sich hinter ihm aufgebaut. Sie hielten die Fackeln, deren zuckendes Licht der Szenerie eine

unheimliche Beleuchtung gab.

Myxin löste sich von der Gruppe. Er war bewaffnet. In der rechten Hand hielt er das Schwert mit der goldenen Klinge, die linke Hand versenkte er in den Ausschnitt seines Mantels. Als er sie wieder hervorzog, hielt er den Dolch.

Meinen Dolch!

Ein Zucken lief über mein Gesicht, als ich das sah. Der Dolch und das Schwert, zwei Waffen unterschiedlicher Herkunft, und beide zählten zur Weißen Magie. Sie paßten einfach nicht zu Myxin, dennoch konnte er mit ihnen umgehen, da er als Schwarzmagier eine Verwandlung durchgemacht hatte.

Er war zum Verräter geworden, und er wollte dies eiskalt bis zur letzten Konsequenz ausspielen.

Ich stand starr wie ein Denkmal. Meine Gedanken drehten sich um Myxin. Sie beschäftigten sich mit den letzten Jahren. Ich dachte daran, was wir gemeinsam erlebt und wie sehr ich ihm vertraut hatte.

Jetzt war alles vorbei, vergessen. Myxin sah nur seinen Weg, den er gehen mußte, und auf ihm stand ich als ein unüberwindliches Hindernis, das er ausräumen mußte.

Ich bereute es in diesen Augenblicken, Myxin auf unsere Seite gezogen zu haben. Er hatte in alles Einblick gewonnen, wir vertrauten ihm, hatten ihm schon jahrelang vertraut, und ich wußte, daß er nun alles gegen mich einsetzen konnte. Er kannte mich in- und auswendig. Wahrscheinlich ahnte er meine Reaktionen schon im voraus und sah auch, wie ich meine Hand hob und nach meinem Kreuz tastete.

Er schüttelte den Kopf. Dabei blieb er nicht stehen. Er sagte nur:

»Dein Kreuz kannst du vergessen, John!«

Ich wartete. Das Schwert hielt er gesenkt, die Dolchspitze wies auf mich. Wäre das Mädchen nicht gewesen, hätte ich es versucht und ihn angegriffen.

So aber zögerte ich, weil ich das Leben der jungen Ungarin nicht in Gefahr bringen wollte. Nur mußte ich mein eigenes dafür hergeben, wenn ich nichts hatte.

Im tanzenden Widerschein des Fackellichts erkannte ich, daß Myxin lächelte. Er nickte mir sogar zu, bevor er mich wieder ansprach.

»Du kannst wählen, John Sinclair. Mit welcher Waffe soll ich deinem Leben ein Ende bereiten?«

Ich ging überhaupt nicht auf diese Frage ein, sondern stellte selbst eine: »Wie willst du Kara meinen Tod erklären? Von den anderen einmal ganz abgesehen.«

»Überhaupt nicht. Unsere Wege haben sich getrennt. Es gibt für mich keine Kara mehr. Das sollte sie inzwischen begriffen haben. Bei den Steinen habe ich es ihr gesagt.«

»Aber ihr…«

»Die Waffe, John!« unterbrach er mich. »Ich habe dir eine Frage gestellt. Welche willst du haben? Welche soll dich töten?«

Ich schaute das Schwert an, ich blickte auf meinen Dolch. Eine Entscheidung, die mir wahrlich nicht schwerfiel. Beide würden mich umbringen, die Überlebungschancen befanden sich auf dem Nullpunkt. Da war nichts mehr zu machen.

»Sag es!«

Ich hatte mich entschieden. Lange genug hatte ich den Dolch getragen und mich auf ihn verlassen. Er war zu einem Stück von mir geworden. Ich fühlte mich mit ihm verwachsen. Deshalb wollte ich auch durch ihn sterben.

»Ich warte!«

»Nimm den Dolch!« sagte ich.

Myxin nickte. Irgendwie zeigte er sich erlöst. »So ähnlich hatte ich es mir gedacht. Ich will dir auch den Gefallen tun. Du sollst durch den Dolch sterben.«

»Und was geschieht mit dem Mädchen?« fragte ich.

Myxin hatte die Hand bereits zum Stoß erhoben. Jetzt ließ er den Arm wieder sinken. »Du weißt, was ihr blüht. Schließlich brauchen wir ihr Blut, um den Teufel zu locken.«

»Laß sie wenigstens frei!« forderte ich.

»Nein. Das kann ich meinen neuen Freunden nicht antun. Sie würden mich nicht mehr akzeptieren.«

Ich überlegte. Da sie Edda sowieso umbringen wollten, war es eigentlich egal, wenn ich ihn angriff. Er hatte mir mit dieser Antwort eine gewisse Chance gegeben.

Das schien er selbst zu merken, denn in seinem Gesicht zuckte es, und ich erkannte eine gewisse Unsicherheit in seinen Zügen.

Ich ging einen halben Schritt zurück.

Myxin war irritiert. »Bleib stehen!« zischte er. »Ich will dich endlich tot sehen!«

Mich wunderte es, daß er den letzten Satz noch ausgesprochen hatte, denn ich reagierte sehr schnell. Töten lassen wollte ich mich nicht, ich brauchte einen Gleichstand der Chancen.

Selten in meinem Leben hatte ich so schnell meine Beretta gezogen. Und damit überraschte ich auch Myxin, denn er wußte nicht, daß ich diese Waffe inzwischen wieder an mich genommen hatte.

Urplötzlich starrte er in die dunkle Mündung…

***

Sekundenlang geschah nichts. Die Szene schien eingefroren zu sein.

Myxin bewegte sich nicht, ich stand auch starr, und mein rechter Zeigefinger lag am Drücker.

»Nun?« fragte ich.

Myxin zitterte. Er sah plötzlich seinen Plan gefährdet, starrte mich an, und ich entdeckte in seinen Augen ein unheimliches Leuchten.

»Du kannst mich mit einer Silberkugel nicht töten, John Sinclair!«

»Da wäre ich nicht so sicher.«

»Versuche es. Ich werde ihr widerstehen.«

»Und wenn ich sie dir zwischen die Augen schieße?«

Mit dieser Antwort hatte ich bei ihm einen wunden Punkt berührt.

Seine schmalen Mundwinkel zuckten, er wußte für einen Moment nicht, was er antworten sollte.

Dafür meldete sich Mandraka. »Wir wollen das Blut des Mädchens. Ich werde sie jetzt töten!«

»Nein!« sagte Myxin schnell. »Zunächst muß ich mit ihm fertigwerden!« Der kleine Magier hatte die Hoffnung nicht aufgegeben.

Er wollte mich töten, egal wie, doch ob es ihm gelang, war eine zweite Frage, denn noch immer schaute er in das Mündungsloch.

»Sag Mandraka, daß er das Mädchen freilassen soll!« flüsterte ich scharf. »Sag es ihm, oder ich drücke ab!«

»Nein!« Eine Antwort, wie der Klang einer Peitsche. Sie verunsicherte mich, das mußte ich mir eingestehen, und ich fragte mich, ob Myxin zu einem Selbstmörder geworden war.

»Du willst sterben?«

Eine akustische Antwort bekam ich von ihm nicht, er gab sie mir anders und setzte nun seine wiedererlangten Kräfte gegen mich ein.

Myxin beherrschte die Telekinese und Teleportation. Und die Telekinese, das Bewegen fremder Gegenstände durch rein geistige Kräfte, war sein großer Trumpf.

Die Kraft, die mich erfaßte, war schlecht zu beschreiben. Sie glich einem geistigen Ansturm.

Gleichzeitig spürte ich ihn an der Waffe. Die Kraft war so ausgerichtet, daß ich Mühe hatte, die Beretta festzuhalten, denn sie wurde zur Seite gedrückt.

Ich kämpfte dagegen an.

Myxin stand still.

Seine Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen. Eigentlich hätte er jetzt mit dem Silberdolch zustoßen können, da ich zu sehr abgelenkt war. Er tat es nicht.

Er hielt die Waffe fest umklammert, während ich Mühe hatte, die Beretta in der ursprünglichen Richtung zu halten.

Ein stummer und verbissener Kampf begann zwischen uns beiden.

Ich hatte mein Gesicht verzogen, die anderen unsichtbaren Kräfte zerrten an mir und der Waffe, und ich merkte, daß ich nicht länger standhalten konnte. Myxins telekinetische Kraft war einfach zu groß.

Was sollte ich tun?

»Du verlierst, Geisterjäger!« hörte ich das Zischen des kleinen Magiers. »Du kommst gegen mich nicht an. Du erlebst das, was du schon oft erfahren hast. Meine Kräfte sind einfach stärker. Sie gehorchen mir, nicht dir, das solltest du wissen, Sinclair.«

Ja, zum Henker, er hatte recht. Aber ich konnte doch nicht so einfach die Brocken hinwerfen und mich…

Ich schielte auf die Beretta. Die Mündung zeigte nicht mehr genau auf ihn, sondern wies an Myxin vorbei. Das also hatte er mittlerweile geschafft. Hätte ich nur früher geschossen!

Und Myxin lachte. Er war sich seiner Sache völlig sicher. Den Sieg konnte ihm keiner mehr nehmen, und er tat das, was er schon zuvor gewollt hatte.

Myxin stach zu!

***

Ob der Dolch mein Herz getroffen hätte oder nicht, das wußte ich nicht. Erwischt hätte er mich auf jeden Fall. Nur trat ein Ereignis ein, mit dem ich nie im Leben gerechnet hätte.

In Bruchteilen von Sekunden reagierte mein Kreuz.

Es gab einen Zusammenhang, eine Verbindung zwischen ihm und dem Dolch. Noch nie wurde mir das so stark bewiesen, wie in diesen gefährlichen Augenblicken.

Das Kreuz bildete einen Schutz.

Als Myxin sich vorwuchtete, da entstand zwischen ihm und mir eine silbrige Aura, die, so durchscheinend sie auch wirkte, dennoch die Stärke einer Wand besaß.

Und sie hielt den Dolch auf.

Myxins rechter Arm, heftig und hart vorgestoßen, zuckte zurück, als wäre er von einem Hieb getroffen worden. Er selbst konnte sich ebenfalls nicht mehr halten und fiel nach hinten, wobei er den Dolch wie einen Rettungsanker festhielt.

Ich hörte das Schreien der Vampire und sah meine Chance jetzt für gekommen. Mit drei gewaltigen Sprüngen passierte ich zum ersten Myxin und jagte auf die Blutsauger zu, die von den letzten Vorgängen völlig überrascht worden waren.

Ich wollte Mandraka!

Nach wie vor bedrohte er das Mädchen. Bevor er Edda ein Leid antun konnte, war ich schon bei ihm. Schießen konnte ich nicht, da Edda ihn mit ihrem Körper deckte. Dafür schlug ich mit der Waffe zu und traf ihn im Gesicht.

Weich war diese seltsame Masse. Ich erreichte dennoch einen Erfolg, weil er das Mädchen losließ, als wäre ihre Haut brühendheiß geworden.

Edda begriff kaum, daß sie sich frei bewegen konnte. Sie stand noch

immer gebückt auf der Stelle und starrte mich an.
»Lauf weg!« brüllte ich.
Ob sie es tat, darum konnte ich mich nicht mehr kümmern, weil ich von den restlichen drei Schwarzblut-Vampiren angegriffen wurde. Mit ihren Fackeln wollten sie mich erledigen, während sich Mandraka um seinen neuen Partner Myxin kümmerte, der einiges abbekommen hatte.
Die Vampire wollten mich einkreisen, um ihre Fackeln von drei verschiedenen Seiten einsetzen zu können. Einer warf sich gegen mich. Er fiel in sein Verderben.
Nicht einmal aus einer Armlänge Entfernung schoß ich ihm in den Kopf. Und wieder trat das ein, was ich schon einmal erlebt hatte.
Aus der Öffnung strömte diese dicke Flüssigkeit, die zwar süßlich nach Blut roch, jedoch keins war.
Sie sprudelte wie ein Springbrunnen, benetzte auch mich, bevor ich zur Seite tauchte und noch mitbekam, daß der Schwarzblut-Vampir zusammenbrach.
Ich hetzte ein paar Meter zur Seite. Dort konnte ich mich besser bewegen, auch wenn ich dabei durch Gestrüpp brach, das mich aufhalten wollte.
Es gelang mir wieder, mich zu fangen, und ich drehte mich um.
Zwei waren da, die mich suchten. Myxin und Mandraka hielten sich zurück. Von ihnen sah ich nicht einmal etwas, ebenso erging es mir mit dem Mädchen.
Die Vampire hatten sich geteilt. Hoch hielten sie ihre brennenden Fackeln. Der Schein zuckte durch die Nacht, glitt über ihre Köpfe hinweg und legte ein rotes Leuchten auf die Bäume und Grabsteine des Friedhofs, so daß dieser Flecken Erde wie ein von gespenstischen Flammen erfüllter Teil der Hölle wirkte.
Die Vampire verließen sich zu sehr auf ihr eigenen Kräfte. Sie waren zu arrogant. Das sollte sich rächen, denn im Licht der Fackeln gaben sie ein gutes Ziel ab.
Ich konnte sie mir aussuchen.
An einem Busch vorbei zielte ich und hielt dicht unter das Zentrum der Fackel.
Der Schuß.
Trotz des Lichts sah ich noch das blasse Mündungsfeuer, das aus dem Lauf stach, dann hieb die Kugel ins Zentrum und schleuderte den Vampir samt Fackel zurück.
Der andere schrie wütend. Er nahm jetzt keine Rücksicht mehr.
Mit der Fackel um sich schlagend, bahnte er sich seinen Weg. Er trat Hindernisse zur Seite, und seltsame Laute verließen seinen Mund.
Bis die Kugel ihn stoppte.
Sie schlug ihn förmlich zurück. Er warf die Arme hoch, ließ die

Fackel fallen, die zu Boden krachte, aufsprühte, Funken warf und trotzdem noch weiterbrannte.

Mir war es egal.

Die Diener hatte ich erledigt. Aber Mandraka und Myxin waren nach wie vor frei.

Und ich glaubte einfach nicht, daß sie das Mädchen Edda so einfach laufenlassen würden. Ich hatte ihr das Weglaufen empfohlen.

Wo sie hingerannt war, wußte ich nicht. Sie konnte im Haus stecken, aber auch quer über die Felder gerannt sein.

Ihre Chancen blieben schlecht, egal, wohin sie sich gewandt hatte.

Ich erreichte den Weg, blieb breitbeinig stehen und schaute mich um, so gut es ging.

Der Mond fiel mir auf.

Er leuchtete nicht mehr rot, sondern stand als normale fahlgelbe Kugel in der Schwärze des Himmels.

Ich entdeckte weder eine Spur von Edda noch von meinen Gegnern. Die Schwärze, in der die verkrüppelten Bäume gespenstisch wirkten, schien alle drei aufgesaugt zu haben.

Mein Blick fiel ebenfalls auf das Haus.

In der Dunkelheit wirkte es wie eine gefährliche Drohung. Windschief, als würde es jeden Moment fallen, erhob es sich in den Himmel. Ein paar Schritte ging ich in seine Richtung. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß etwas geschehen mußte. Ich spürte es in meinem Innern, da schlug eine Uhr Alarm.

Und nicht umsonst!

Es war nicht der Schrei des Mädchens, der mich alarmierte, sondern ein Ruf des Triumphs.

»Wir haben sie!«

Deutlich hatte ich die Stimme des kleinen Magiers erkannt. Und sie war von dort aufgeklungen, wo auch das alte Haus stand.

Mir rann es kalt den Rücken hinab. Edda hatte einen großen Fehler gemacht, den sie nun nicht mehr ausbügeln konnte, und mir würde es ebenfalls nicht gelingen.

Dennoch rannte ich…

***

Ich erreichte den Ort des Geschehens in einer wahren Rekordzeit.

Wurde dann allerdings langsamer, da mir der düstere Eingang wie eine Falle vorkam.

Es war leicht für meine beiden Gegner, sich irgendwo in dem dunklen Gebäude zu verstecken und auf mich zu lauern, deshalb wollte ich nicht wie ein Irrer vorstürmen.

Vorsichtig übertrat ich die Schwelle. Dicht dahinter blieb ich stehen. Meine Blicke bohrten sich in das Dunkel. Die Fackel, die hier gelegen

hatte, war längst erloschen. Nur noch ein beißender Geruch schwängerte den Flur.

»Myxin!« rief ich. »Zeig dich endlich, damit wir es austragen können, verdammt!«

Meine Stimme hallte durch das zerfallene Gebäude, aber der Ruf wurde nicht erwidert. Es kam mir so vor, als wäre ich die einzige lebende Person innerhalb des Gebäudes.

Daran wollte ich einfach nicht glauben. Ich hatte mich nicht getäuscht. Der Ruf war hier aufgeklungen.

Oben oder unten?

Eine Frage, auf die ich sehr bald eine Antwort bekam, denn es drang ein Geräusch an meine Ohren, das mir einen kalten Schauer über den Rücken trieb.

Ein verzweifeltes Wimmern und Klagen. Dünn, allmählich verstummend, dann wieder zu hören, weil die kahlen Wände den Schall weitertrugen. Ich mußte abermals in die obere Etage, wenn ich der Ursache nachgehen wollte.

Um nicht zu stolpern, knipste ich meine kleine Lampe an. Während ich die alte Treppe hochstieg, hüpfte der Strahl über die Stufen, glitt höher und erreichte das Ende der Treppe, und das Wimmern drang mir nun lauter entgegen.

In der ersten Etage kannte ich die Räume. Ich wußte auch, in welchem die Särge standen.

Dort mußte ich hin.

Wohl war mir nicht bei der Sache, als ich durch den Gang schritt.

Mein Herz klopfte stärker als gewöhnlich. Die Angst hielt mich fest.

Noch zwei Schritte, dann hatte ich das Zimmer erreicht.

Ich drückte mich über die Schwelle, schwenkte meinen Arm nach rechts, der Strahl zerschnitt die Finsternis, wurde noch einmal bewegt und traf ein Ziel.

Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, Mittelpunkt eines Alptraums zu sein.

Es war grauenhaft, was ich da zu sehen bekam. Mandraka und Myxin hatten Edda erwischt und in einen der beiden offenen Särge gelegt, als sie sie nicht mehr brauchten.

Sie lag auf dem Rücken. Arme und Beine hingen über den Sargrand. Als ich nähertrat, sah ich die dunklen Flecken auf dem Boden.

Eddas Blut.

Das Blut eines unschuldigen Mädchens.

Mein Gesicht verzerrte sich. Der Schauer auf dem Rücken wurde noch dichter. Ich fiel neben dem Sarg in die Knie und schaute in ein leichenblasses Gesicht, das im schmalen Lichtschein meiner Lampe wie das eines Gespenstes wirkte.

»John Sinclair!« hauchte Edda. »Sie… sie haben es geschafft!«

Ich gab keine Antwort, sondern handelte. Noch lebte Edda, und ich wollte, daß es auch so blieb.

Sie hatten sie nicht getötet. Den Grund wußte ich selbst nicht, aber ich mußte mich beeilen, sonst wäre sie verblutet. An den Armen hatte man ihr mehrere Schnitte beigebracht.

»Es war Myxin mit deinem Dolch«, flüsterte sie. »Ich… ich hatte keine Chance …«

Meine Jacke hatte ich bereits ausgezogen. Jetzt kam das Hemd an die Reihe. Es bestand aus dickem Stoff. Ich hatte Mühe, ihn in Fetzen zu reißen.

Zum Glück wird man als Polizeibeamter auch in Erster Hilfe ausgebildet. Das zahlte sich nun aus. So gut und fest es ging, verband ich die Wunden des Mädchens. Zuviel des kostbaren Lebenssaftes hatte sie schon verloren, es sollte nicht noch mehr hinzukommen.

Geschafft.

Als ich den letzten Knoten zuzog, atmete ich auf. Danach hob ich Edda aus dem Sarg.

Ich legte sie auf meine Arme und ging mit ihr in den Flur. Wir stiegen die Treppe hinab, verließen das Haus, und dort stellte ich fest, daß ich eine Ohnmächtige in den Armen hielt.

Ich dachte an Eddas Worte. Sie hatte mir mal erklärt, daß der nächste Ort sehr weit entfernt war. Bis zu ihm mußte ich sie tragen.

Bisher war mir das Pech treu geblieben. Diese Strähne wurde nun unterbrochen, denn ich fand einen alten Wagen. Er lief auf zwei gummibereiften Rädern. Ich bettete Edda darauf und machte mich auf den Weg.

Von Myxin und Mandraka sah ich nichts. Sie hatten ihr Ziel erreicht und das Blut eines unschuldigen Mädchens bekommen. Jetzt konnten sie ihren Plan in die Tat umsetzen und den Teufel so beschwören, daß er ihnen nicht mehr entkam.

Diese Gedanken beschäftigten mich, während ich durch die Nacht wanderte und dabei dem Morgengrauen entgegenging.

Sehr oft schaute ich nach Edda Kiss. Ein paarmal erwachte sie, so daß ich sie nach dem Weg fragen konnte.

Mit dem ersten Grau der Morgendämmerung erreichte ich weite Felder, auf denen ein Gewächs angebaut war, für das Ungarn so berühmt ist. Paprika.

Felder ließen auf Bauernhöfe schließen. Sie sah ich im Zwielicht der Dämmerung. Dächer, Häuser, Rauchfäden aus Schornsteinen – das alles bedeutete Hilfe für Edda.

Für sie war der Fall beendet. Ich glaubte sicher daran, daß sie durchkommen würde, denn sie besaß eine gute Konstitution.

Für mich jedoch ging der Kampf weiter. Und ein Gegner war hinzugekommen.

Der Verräter Myxin…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 022 »Die Jenseits-Falle«